Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 22 — Gotha, 18. November 1926 — 40. Jahrgang

Inhalt: Advent [Sp. 1097] — Die erste Nummer der Christlichen Welt [Sp. 1098] — Vierzig Jahre Fälle [Sp. 1100] — Die Unbedingtheit des Evangeliums und die Bedingtheit der Ethik. Vortrag beim Bunde für Gegenwartchristentum in Köln [Sp. 1103] — Rudolf Eucken † [Sp. 1121] — Zum Totensonntag [Sp. 1124] — Moses Tod [Sp. 1125] — Homberg 1526/1926 [Sp. 1128] — Offener Brief an Seine Hochwürden Herrn Generalsuperintendenten der Kurmark D. Otto Dibelius [Sp. 1131] — Deutscher Protestantentag in Potsdam [Sp. 1136] — Wilhelm Scharrelmann „Jesus der Jüngling" und Anderes [Sp. 1137] — Gute geistliche Musik [Sp. 1139] — Kunst und schöne Literatur: Hans von Marees (Meier-Gräfe); Charakterbilder der neueren Kunst (Cremers, Frank, Hoff); Mein Weg zur Kunst (Hunnius); Rodinka (Andreas-Salomé); Wo Liebe ist, da ist auch Gott (Tolstoi); Kristin Lavranstochter (Undset); In den Dschungeln und Andres (Ossendowski); Laubstreu (Forbes-Mosse); Mutter des Lebens (Friedrich); Von klugen Frauen und Füchsen (Blunck); Langens Bücher der Bildung [Sp. 1143] — Soziales: Die soziale Erneuerung durch das Christentum (Keller); Amerika-Europa (Feiler) Wissenschaftliche Betriebsorganisation und Taylorsystem (Ermanski); Skizzen aus dem Volksleben (Anders); Moderne Kultur-Kuriosa (Kemmerich); Sechzig Jahre (v. Seld) [Sp. 1148] — Wöchentliche Chronik [Sp. 1151] — Verschiedenes: Haushaltungsschule im Heim der Freunde der Christlichen Welt; Der „Sonntag der goldnen Regel" für Armenien; Nochmals: gute geistliche Musik [Sp. 1154]

Advent

(Zuerst erschienen in Nr. 1 der CW am 21. 11. 1886)

> Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, denn es brennete schon? Luk. 12, 49

Eine ungeduldige Rede, wie wir sie nicht gewohnt sind von dem Geduldigsten unter den Menschenkindern. Ja für sich, für seine Person war er geduldig: als dort jene samaritische Stadt ihm die Herberge weigerte und seine Jünger zürnten: „Herr, willst du, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle und verzehre sie!" — da verwies er ihnen ihren Feuereifer: „Wisset ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seid? Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten." Aber um die Sache, um das Werk Gottes, das er auf Erden trieb, konnte auch er eifern und ungeduldig werden in heiliger Sehnsucht.

Wer hat schon Gutes gewollt und kennt nicht diese Ungeduld? Man hat wirklich einmal ein edles Ziel sich gestellt, und ist ohne allen Eigennutz allein um das Beste seines Mitmenschen, um das Beste der Welt bemüht. Diese reine Absicht kann des Erfolges nicht fehlen, und nun möchte er auch schon gewonnen sein: „Was wollte ich lieber, denn es brennete schon."

Wer aber Jesu Jünger ist und kennt das Feuer, das er vom Himmel auf die Erde herniedergebracht hat, ein anderer, wahrhaftiger Prometheus, und ist davon ganz ergriffen, wie sollte der nicht vor Anderen etwas in sich erfahren haben von jener heiligen Ungeduld?

Ja, brennt nicht das Feuer? Hat nicht der heilige Geist sein Volk auf Erden? Ist Christus nicht der Herr, dem sie dienen und anhangen in allen Ländern und Welten? Wer selbst sein Jünger ist, kann nicht daran zweifeln. Kein rechter Christ kann Pessimist sein. Dem Worte Jesu am Kreuze „Es ist vollbracht" gibt die Geschichte Zeugnis; sein Reich ist auf Erden, so gewiß ich ein Christ bin und meine Brüdern und Schwestern mit mir. Und doch: wären sie denn so töricht oder gar unfromm, die immer viel zu schelten und zu klagen haben über diese gottvergessene Welt, fast wie Jeremias auf den Trümmern Jerusalems? Auch solche düstere Meinung mag wohl Grund haben in richtigen Beobachtungen. Laß dir ihre Gründe sagen: du mußt jeden einzelnen anerkennen — und doch wär's unrecht, wolltest du deine Freudigkeit solchen Erkenntnissen opfern. Im Gegenteil, um so heißer mußt du verlangen, beten, arbeiten. Noch brennt das Feuer nicht auf jedes Hauses Herde, noch hat es Handel und Wandel nicht gereinigt, wie es wollte und sollte, noch durchglüht es Wissenschaft und Kunst nicht mit der ganzen, alles läuternden Begeisterung — aber es wird! es muß! Weg mit den Jammerklagen. Siehst du die Flamme kaum vor Rauch und Qualm: schüre du sie! Christus ist noch immer im Kommen; sein Reich breitet sich aus stetig und unaufhaltsam, wie er verheißen hat, und wenn's uns zu langsam geht, woran wird's liegen als daran, daß wir Knechte so säumig sind? Die Ernte ist groß; aber an Arbeitern fehlt's, an rechten Arbeitern. Drum frisch an die Arbeit!

Und wenn dem redlichen Bemühen der schnelle Lohn dennoch ausbliebe — was tut's! Der Knecht ist nicht größer als sein Herr. Er hat sich umsonst gesehnt: „Was wollte ich lieber, denn es brennete schon?" Er ist gar unterlegen vor aller Welt Augen: „Bist du Gottes Sohn, so steige herab vom Kreuz und hilf dir selbst und uns!"

Wiederum: kennt ihr einen größeren Sieg als sein Unterliegen? Er hat die Spötter beim Worte genommen und ist herabgestiegen vom Kreuz. Er hat, der Gekreuzigte und Auferstandene, sein Reich aufgerichtet unter uns, für uns — eine Hütte Gottes bei den Menschen. R

Die erste Nummer der Christlichen Welt

Vor vierzig Jahren

Unter dem 21. November 1886 erschien vor vierzig Jahren die erste Nummer der „Christlichen Welt". Damals als „Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen" — dieser Titel wich vom zweiten Jahrgang an dem jetzigen. Über die Gründung und ihren Sinn steht in RGG[1] (dem Handwörterbuch „Die Religion in Geschichte und Gegenwart") Band 1 Sp. 1703 ff. das Wesentliche.

Hier soll der Gedächtnistag durch einige Mitteilungen über die erste Nummer begangen werden. Man könnte und sollte sie vielleicht einfach abdrucken — sie würde erwünschte Teilnahme finden — aber es gebricht an Raum — das Heute drängt über das Gestern und Vorgestern.

Es war die Probenummer, zwei Bogen, d. i. 16 Seiten oder 32 Spalten stark, mit vielen Anzeigen. Sie begann mit dem Wörtchen „Und"; vielleicht war das für den verbindenden, vermittelnden Willen der Gründer charakteristisch.

Die Eingangsbetrachtung haben wir im Vorstehenden wiedergegeben. Es folgte ein Artikel „Lutherisch" von Loofs. Er rechtfertigte die scheinbare konfessionelle Enge des Titels. Wir waren nicht eng; es lag uns mehr an Luther als am Luthertum; so wandte sich ja der Gesamttitel an die „evangelischen" Kirchen. Aber es steckte auch

ein Stück Bescheidenheit darin: wir dachten unsern heimatlichen Landeskirchen zu dienen. Im übrigen schrieben wir „Lutherisch" groß und betonten es auf der ersten Silbe. Loofs ging mit gelehrter Kenntnis dem Beinamen „lutherisch" nach und ließ über unsern Sinn keinen Zweifel. „Luthers Name soll die Protestanten nicht trennen, sondern soll sie sammeln."

Am 5. Oktober, sieben Wochen vorher, war in Erfurt der Evangelische Bund gegründet worden. Wir waren auch dabei. Noch trat er nicht in die Erscheinung. (Erst Nr. 7 vom 6. 2. brachte den Aufsatz: „Der Evangelische Bund". Vorläufiges stand in Nr. 3 Sp. 28 f.) Aus dieser Sphäre kam mein Artikel „Zur gegenwärtigen Lage des Protestantismus in Deutschland". Der Kulturkampf war vorüber. Man konnte dies begrüßen und das nunmehr abgebrochene Vorgehn des preußischen Staates mißbilligen — die Situation war für den deutschen Protestantismus bedrohlich. Der Artikel kritisiert Bismarcks konfessionelle Politik: „Kennt Bismarck Rom? ... Vielleicht hat Bismarck mehr Verständnis für die innere Kraft des Protestantismus, als man denkt. ... So viel ist klar: wir müssen uns daran gewöhnen, daß Cromwell und der große Kurfürst die letzten protestantischen Politiker gewesen sind." Und müssen uns auf unsre eigne Kraft und Aufgabe besinnen. „Eine Macht gibt es, welche auch den Felsen Roms zersplittern wird, das ist die Macht der göttlichen Wahrheit, die dem suchenden Gewissen sich offenbart." (Sperrungen wie in der Vorlage.)

Über „unser Jahrhundert ein Missionsjahrhundert" schrieb uns Pfarrer Paul in Lorenzkirchen, der sich schon damals zu einem der feinsten Kenner der Heidenmission auswuchs und später als Leiter der Leipziger Mission bewährte. Vom Gustav-Adolf-Verein berichtete Divisionspfarrer Dr. Hermens in Köln, später in Magdeburg-Cracau. Die Innere Mission wurde durch eine Erinnerung an das „merkwürdige Gartenhaus" in Kaiserswerth gegrüßt. Diakonus Dr. Crömer in Leipzig erweiterte uns den kirchlichen Horizont durch die Erzählung von seinen Reiseerlebnissen bei den Wesley-Methodisten in London. Kurze Notizen gab es über „römische Propaganda in katholischen Krankenhäusern" (Teschen und Potsdam), über Fortschritte der Feuerbestattung (in Gotha Eingeäscherte durften in Berlin laut Magistratsbeschluß auf dem dortigen Zentralfriedhof beigesetzt werden), über das in Baden bejahte „Züchtigungsrecht in der Volksschule" (beifällig vermerkt!), und über „Wagners Apotheose" (Kranz in Bayreuth mit der Inschrift: „Ruhe sanft, du Gott!").

Eine Art Feuilleton bedeutete dazu der Abdruck eines Kapitels aus meinem Lutherbuch: „Der päpstliche Nuntius (Vergerio 1535) in Wittenberg". Für unser ernsthaftes Interesse aber an der modernen schönen Literatur zeugte eine ausführliche Besprechung von Björnsons Roman „Thomas Rendalen" durch Jülicher.

Vielleicht war (neben dem Artikel „Lutherisch") am charakteristischsten für uns der Beitrag Bornemanns: „Die Unwissenheit und Urteilslosigkeit vieler Gebildeten in kirchlichen Dingen", der erfreuliche Angriffslust atmete und amüsantes (?) Material bot. „Wenn die Gebildeten wirklich nicht mehr Christen sein können, werden wir bald auch kein christliches Volk mehr haben."

Der einzige Artikel, der gerade bei Gebildeten und uns geistesverwandten Theologen Anstoß erregte, darum auch in der „Protestantischen Kirchenzeitung" 1888 Nr. 1 freundschaftlichen Widerspruch fand, war der folgende:

Ein Wort Lessings

„Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: Wähle! — ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater, gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!" (Lessing, Eine Duplik, 1778).

Ein viel bewundertes Wort, und mit Recht. Wie vollendet in der Form, wie kühn im Inhalt! Wie kindlich fromm — und wie gottlos zugleich!

Kindlich fromm: denn wer fühlte nicht, daß Lessing es mit seinem Herzblut geschrieben? Das Zweifeln, Forschen, Ringen um die Wahrheit war seine Religion. Es gibt mancherlei Weisen, Gott zu dienen; Gott selber hat seine Menschenkinder verschieden geschaffen. Und wer den Erkenntnistrieb hat und die Wonne des Forschens je kostete, kann es wohl begreifen, daß ein großer Geist seinem Gott dafür danken konnte als für sein höchstes, teuerstes Gut.

Und doch: wie gottlos zugleich. So oft ich das Wort lese, durchschauerts mich, wie wenn jemand einen furchtbaren Fluch ausspräche mit frevelnden Munde über sich selbst und über das ganze Menschengeschlecht. „Mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren!" Also immer suchen und nie finden? Immer dürsten und nie trinken aus dem klaren Quell? Kann das Mühen um die Wahrheit, das ewig unbelohnte, auch einen einzigen Menschen nur ganz und ewig befriedigen? Hat es denn Lessing glücklich gemacht?

Und gesetzt, ich besäße die Wahrheit: hätte ich dann keine Arbeit mehr, die mich ausfüllte? Wäre das nicht auch eine Aufgabe, Andern, die sie noch nicht haben, die Wahrheit zu bringen, den Suchenden finden, den Ringenden siegen zu helfen? Und hätten wir alle die reine Wahrheit und wandelten alle im Licht — ist denn die Erkenntnis Alles? Bliebe dann noch nicht Eins übrig, wert, um eine Ewigkeit dafür zu leben: die Tat? Ist nicht edler noch als der Erkenntnistrieb der Drang der Liebe, die nichts Lieberes weiß als zu beglücken, am liebsten diese ganze liebebedürftige Welt? Beklagen wir nicht darum oft die Schranken unserer Erkenntnis so schmerzlich, weil sie uns ein Hindernis sind, das Rechte und Gute zu tun?

Wir freuen und rühmen uns als Christen, daß wir die Wahrheit haben. Nicht in den einzelnen Sätzen eines unfehlbaren Lehrsystems, wohl aber in Christo, der da sagte: „ich bin die Wahrheit"; in der Erkenntnis der ewigen Liebe Gottes, aus welcher die Welt ihren Ursprung und der Weltlauf sein Ziel hat, die Christus uns nicht nur durch sein Wort, sondern auch durch sein Leben und Sterben geoffenbart hat. Da bleibt uns, ach! noch genug Raum, Lust und Qual des Forschens und Suchens zu kosten! Das Licht jener seligen Wahrheit leuchtet ja hin über die Welt und alle ihre Rätsel; aber unsere blöden Augen irren viel auch unter seinem Schein. Gütiger Gott, der uns verheißen hat, daß er uns dennoch will in alle Wahrheit leiten und daß wir ihn einst sehen werden, wie er ist! Wenn er dann in seiner Rechten alle Wahrheit uns bietet und will sie nicht für sich allein haben, sondern mit seinen Kindern teilen — wollen wir da nicht mit demütigem Dank sie gerne nehmen und sagen: Abba, lieber Vater!?

Wir waren gewiß dankbare Söhne unsers deutschen Idealismus. Aber wir legten Wert auf die Distanz unsers kirchlichen Christentums von ihm. (Bezeichnend dafür die scharfen Artikel Baumgartens über Herders Mission in Weimar, Nr. 37—40, dazu Nr. 52.) Auch unser Drängen zum sozialen Aktivismus, das uns in den Evangelisch-Sozialen Kongreß und weiter geführt hat, kündigt sich in dem Artikel an.

Tempora mutantur et nos mutamur in illis. Diesen lateinischen Spruch verstehen doch alle unsre Leser und Leserinnen. Wenn ich auf die ersten Nummern und die ersten Jahrgänge zurückschaue, finde ich, daß wir in allem Wandel der Zeiten Treue gehalten haben.

Marburg Martin Rade

Vierzig Jahre Fälle

Wenn ich auf die vier Jahrzehnte CW zurückschaue, finde ich, daß für ihre Entwicklung von verhängnisvoller Bedeutung die vielen „Fälle" gewesen sind. Reiht man sie aneinander, so erschrickt man. Fast immer waren wir in der Lage, uns zu Gunsten der freien Überzeugung, des pastoralen und theologischen Gewissens wider die Eingriffe weltlicher oder geistlicher Obrigkeit zu wenden. Der Deutsche Pfarrerverein müßte mich eigentlich zum Ehrenmitglied promovieren. Es ist nicht zufällig, daß ich Anno 1912 in die „Zeitschrift für Theologie und Kirche" einen Aufsatz schrieb: „Das Gewissen des evangelischen Theologen". Faktiös waren wir dabei niemals eingestellt; das beweist der erste, für unsre Haltung entscheidende Fall, und das bezeugt unser weiteres Eintreten für Männer, die uns wahrlich ihrer Richtung nach recht fern standen. Aber zu den Kirchenbehörden hat die CW infolgedessen

niemals ein näheres Verhältnis gefunden, und zuweilen hat sie ihnen wohl Unrecht getan.

Der erste Fall war der Fall Klein (Reinerz bei Glatz). Aufregend genug, lange sich hinziehend und mit einem vollen Siege endend. Es ging gegen die weltlichen Instanzen, dann gegen das Breslauer Konsistorium, insbesondere seinen mächtigen Präsidenten Stolzmann, und endete mit einer völlig zufriedenstellenden Entscheidung des Berliner Oberkirchenrats. Vgl. 1891 Nr. 20. 42. 45. 46 (11 Spalten!). 1892 Nr. 13, kleinerer Notizen zu geschweigen. Der Schlußartikel sagt: „Es stand das Recht des Geistlichen auf dem Spiel, selbständig an der Linderung sozialer Notstände mitzuarbeiten und darüber die Wahrheit zu sagen, mochte sie nun „opportun sein oder nicht".

Gehen wir den Dornenweg der Fälle eine Weile; ich fürchte, wir werden sehr bald müde werden.

1891 brachte den Fall Kier und den Fall Ziegler. Der wackere Propst Kier (sprich Kjär) in Tondern hatte durch den Satz: „Die heilige Schrift bleibt dem Christen Gottes Wort, auch wenn er die Inspirationslehre hat aufgeben müssen" einen Entrüstungssturm heraufbeschworen, den sein Generalsuperintendent mit der öffentlichen Erklärung noch eigens anfachte: „an einer Konferenz, wo solche Thesen diskutierbar seien, könne er nicht teilnehmen". Vgl. Nr. 31 und 40. — Pastor Primarius Heinrich Ziegler in Liegnitz geriet durch Vorträge über den „geschichtlichen Christus" beim schlesischen Konsistorium in Disziplinaruntersuchung; die Straßburger Fakultät gab ein Gutachten für ihn ab; er wurde freigesprochen. Vgl. Nr. 9 und 17.

1892: Der Fall Schrempf, der sich durch Harnacks Eingreifen zum „Apostolikumstreit" auswuchs. Schrempf hat uns noch viel beschäftigt. (Nr. 24, 514; 28, 636; 32, 731 beweisen, wie vorsichtig wir darangingen.) Nr. 34 usw. — Zu der Tragödie ein Satyrspiel: Der hannoversche Kandidat v. Lüpke bekommt im zweiten Examen von seinem Konsistorium die Note „nicht bestanden", weil er — im Interesse der Lutherschen „Rechtfertigung aus dem Glauben" die unio mystica abgelehnt hat; damit wurde ihm der Eintritt in das Pfarramt seiner Heimatskirche verwehrt. Es blieb dabei, bis zu seiner sehr späten Rehabilitation. Nr. 52; 1893 Nr. 24.

1893. Jetzt ging es an zwei Häupter: die Professoren Achelis und Herrmann in Marburg. Hirtenbrief der drei Cassseler Generalsuperintendenten gegen sie. Nr. 17, 407. Nr. 27. 30. 35. (39, 943.) — Im selben Jahr wurde der württembergische Predigtamtskandidat v. Wächter von der Kandidatenliste gestrichen, obwohl er auch als Bewerber um ein sozialdemokratisches Reichstagsmandat sich laut und klar zum Christentum bekannte. Nr. 29, 702. 40, 962 (Naumann!). Die sozialen Kämpfe melden sich und vermengen sich mit den theologischen.

1895: Pfarrer Martin Wenck, Reiseprediger der Südwestdeutschen Konferenz für Innere Mission in Darmstadt, hat in der zweiten Probenummer von Naumanns „Hilfe" einen Artikel über Georg von Vollmar geschrieben. Mit Rücksicht auf die der Konferenz alljährlich bewilligte Kirchenkollekte stellt das hessische Oberkonsistorium die Konferenz zur Rede und empfiehlt ihr, die Reisetätigkeit ihres Agenten im Großherzogtum einzustellen. Nr. 6 und 9. (11, 237.)

1896. Schon 1895 setzen die Kämpfe mit dem Freiherrn von Stumm im Saargebiet ein. Die Geistlichen des Saarlands treten in die Front. (1895 Nr. 7, 156 ff. 8, 190 f. 11, 244 ff. 22, 526. 1896 Nr. 29, 693.) Nr. 32. 33. 35. 36. 52, 1254. — In dasselbe Jahr fällt die Amtsenthebung des Pfarrers Friedrich Steudel. Darüber Nr. 15 f. (von Hieber!) Vgl. Nr. 20, 468 ff.

1897 weigerten sich die welfischen Pastoren Wendeburg und Genossen, die angeordnete kirchliche Zentenarfeier der Geburt Wilhelms I. auszuführen. Es wurden ihrer drei vom hannoverschen Landeskonsistorium daraufhin ihres Amtes enthoben. („Wenn Jemand grundsätzlich sagt: Ich stelle mein Gewissen höher als die Kirchenordnung, so muß er aus der Kirche (!) entfernt (!) werden." Landessynode.) Nr. 37. 38, 898 f. 1898 Nr. 25 ff.

Das ist nun das erste Jahrzehnt. Die Seele wird mir schon müde und die Feder stockt. Manche stellen oder stellten sich das so vor, wie wenn man als Wegelagerer auf der Lauer läge und wartete, ob einem wieder ein Fall in die Falle ginge. Ach das törichte Mißtrauen! Wie bitter grüßte man den neuen Fall, der nur schwere Stunden brachte, Tages und des Nachts, und Nerven kostete.

Aber da findet sich noch im Jahrgang 1897 ein Appell zu Gunsten des Pfarrers Kötzschke in Sangerhausen, der „wegen seines offenen Eintretens für die berechtigten Ziele der Arbeiterbewegung" seines Amtes ohne Pension enthoben wurde. Nr. 44 Sp. 1052 f.

1899 bricht der Fall Weingart los, der, 1902 neu aufgeflackert, uns und die Kirche bis 1905 in Atem hält. Schauplatz zunächst Hannover, später Weimar, dann wieder Hannover. Pastor Weingart wurde wegen eines Referats auf der Osnabrücker Bezirkssynode abgesetzt; dann Pfarrer im Bremischen, wurde ihm die Anstellung in Sachsen-Weimar versagt; noch einmal handelte es sich später um Osnabrück. Vgl. RGG[1] 5, 1867 f. und CW 1899 Nr. 47. 1900 Nr. 2. 3. 4. 6, 141 f. (Entschließung des Königs). Nr. 8 (Rede des Abts Hermann Schultz in der Landessynode). Nr. 9, 212. 214. Nr. 10. 12, 283 f. 13. 14, 328 (Hackenberg im Landtag). 17 und 18 (Sulze). 21, 499 (meine Schrift „Reine Lehre"). 20. 1902 Nr. 3. 1905 Nr. 2.

1900 kam der Fall Hillmann dazwischen: Nr. 9 Sp. 212. Nr. 14. Die Fälle Blazejewski und Urbschat mußten registriert werden: 1902 Nr. 14 Sp. 332; der Fall Reidhardt nahm uns wieder mehr in Anspruch: 1902 Nr. 39 und 41. Aber vor allem füllt den Jahrgang 1902 der Fall Horst, die Strafversetzung eines Gemeinschaftspastors, in Kurhessen, wegen Konflikts mit Bürgermeister, Patron und einem Teil seiner Gemeinde: Nr. 30. 34. 39. Im Juni 1904 (schnelle Justiz!) hob der vom Verurteilten angerufene preußische Kultusminister das Urteil auf und fällte einen Freispruch: 1904 29, 692.

1904 bis 1906: der Fall Fischer. Darüber sagt die RGG[1] das Nötigste. Prediger D. Max Fischer von St. Markus in Berlin wurde wegen eines auf dem Protestantentag gehaltenen Vortrags, in welchem er entgegen dem christozentrischen Standpunkt den theozentrischen vertrat, Gegenstand heftiger Agitation und behördlicher Zurechtweisung. 1904 Nr. 45 Sp. 1074 f. 1905 Nr. 2. 3. (Beiblatt Scholz-v. Soden!) 4. 5. 7. 8. 10. 11. 13. 14. 23. 26, 619 (Goslar). 28, 668. 37. Es war ein harter Strauß und er hatte ernste Folgen. — Ein Fall Jatho will schon damals aufkommen: 1905 Nr. 37 Sp. 870 und 883 f. — Dagegen nimmt der Fall Heyn größere Dimensionen an; Heyn, Pastor in Greifswald, wurde in Berlin nicht bestätigt. 1903 Nr. 17 Sp. 400 f. 1904 Nr. 7 Sp. 161. 1905 Nr. 5 Sp. 115 f. 7, 162. 9, 24, 571 f. Überhaupt diese unbegreiflichen Nichtbestätigungen von Pfarrern, die in derselben Landeskirche amtierten, am andern Orte! — Ein Fall Franke (Liegnitz) beschäftigt uns: 1903 Nr. 23. 1904 Nr. 15. 17. 1906 Nr. 31. — Mecklenburg lieferte seinen besonders zarten Fall Schmaltz: 1905 Nr. 2 (vgl. auch Sp. 43 f.), der mit kostenloser Freisprechung endete: 26, 622. — Ach, es war keine schöne Zeit, und wir wollen zum Schluß eilen.

Nur sei des Jahres 1906 noch gedacht, das zweite Jahrzehnt vollzumachen, mit den Fällen César, Korell, Römer!

Ich meine, die laudatores temporis acti müßten klein geworden sein über diesen Erinnerungen. Aber werden solche Fälle nicht immer vorkommen? Wohl, doch sie wer-

den unter den neuen Verfassungen einen andern Charakter haben. Einen besseren? Das liegt an uns.

Wenn aber ein junger Theologe oder Kirchenrechtler einmal seine Lizentiaten- oder Doktordissertation über diese Fälle schreiben wird, dann soll er sich gegenwärtig halten, wieviel Gewissensernst und Gewissensnot da hineinverwoben gewesen ist, bei den Beteiligten auf beiden Seiten und auch bei den unbeteiligten Anteilnehmenden. Glaube und Recht — das liegt nicht so einfach. Es wird immer Geduld und Geist dazu not sein, Konflikte zu meiden oder der Kirche zum Segen zu wenden.

Marburg Martin Rade

Die Unbedingtheit des Evangeliums und die Bedingtheit der Ethik

Vortrag beim Bunde für Gegenwartchristentum 5. Oktober in Köln *)

„Die Unbedingtheit des Evangeliums und die Bedingtheit der Ethik" — zweifellos rühren wir mit dem so umschriebenen Problem an die Aufgabe einer Erneuerung der menschlichen Verhältnisse aus dem Geist des Christentums. Es ist die Aufgabe, deren Lösung die Welt vom Christentum dieser Zeit erwartet und von deren Lösung die künftige Stellung des Christentums in der Welt abhängt.

Ich bin auf den Einwand gefaßt, daß diese Schätzung von Seiten der Welt unwesentlich für das Christentum sei. Es unterstehe nicht dem Urteil der Welt, sondern stelle sich nur einem, dem ewigen Richter. Der Einwand trifft zu für die grundsätzliche Stellung des Christentums zu der Welt, er trifft nicht zu für die Arbeit der Christen in der Welt. Wer solche Arbeit als Aufgabe betrachtet, wer das „Gehet hin in alle Welt" nicht nur auf orientalische, sondern auch auf abendländische Heiden bezieht, wird nicht lediglich eine kritische, sondern auch eine werbende Haltung zur Welt einnehmen müssen, und darum wird er sich nicht leichthin über das hinwegsetzen können, was die Welt vom Christentum denkt.

Das Christentum wird sich aber angesichts der Aufgabe, um die es sich bei unserem Thema handelt, über die Erwartungen der Welt auch gar nicht hinwegsetzen dürfen. Denn hier ist es mit verantwortlich. — Eine Kultur ist zusammengebrochen, sichtbar in der Katastrophe des Weltkriegs und seiner Folgeerscheinungen, unsichtbar längst vorher infolge der Zerreißung unseres Lebens durch Mechanisierung, Spezialisierung und Technisierung. Diese Kultur wurde die christliche geheißen. Ob das seit dem 18. Jahrhundert noch zutraf, soll jetzt nicht untersucht werden; richtig ist jedenfalls, daß die Grundlagen dieser Kultur durch die Arbeit der christlichen Kirche gelegt worden sind. Wenn sich nun auf diesem Trümmerfeld ein Neubau erheben soll, so ist das Christentum durch seine eigene Vergangenheit zur Mitarbeit aufgerufen. Und darum ist der Anspruch der Welt an das Christentum in dieser Sache völlig gerechtfertigt.

Welche Art Arbeit das Christentum hierbei zu leisten habe, das ist eben die Frage. Ob es sich nur um die Ethik oder um die ganze Kultur, ob es sich um Grundsätzliches oder auch um Praktisches, ob es sich um einen christlichen Einschlag oder um eine grundlegende Bestimmtheit durch das Christentum handele, soll zunächst noch nicht entschieden werden. Aber die Problematik der Dinge für den Christen ist mit diesen Fragen schon angedeutet. Für den Christen, das soll heißen: für den evangelischen Christen. Denn jene Problematik ist für den Katholiken minder groß. Das hängt, wie jeder tiefere Unterschied zwischen den beiden abendländischen Konfessionen, mit dem katholischen Kirchenbegriff zusammen. Er gibt dem Katholiken im Papsttum eine traditionelle, aber höchst lebendige Autorität, die die Spannung zwischen einer überzeitlichen Norm und den zeitbedingten Verhältnissen zu überwinden vermag. Dem Kirchenbegriff entstammt aber auch eine sehr eindeutige Zielsetzung der Ethik für den Katholiken: da sich in der organisierten Kirche Gott selbst verkörpert, so kann alle Weltarbeit um der Kirche willen geschehen; da die Kirche aber doch ein Organismus in der Welt ist, so ist in ihr auch die Spannung zwischen einem überweltlichen Ziel und den weltlichen Verhältnissen überwunden.

Weil dem so ist, darum kann der sogenannte christliche Aktivismus, der von der katholischen Kirche ausgeht und der auf allen Kulturgebieten mit Lebhaftigkeit an erfolgreicher Arbeit ist, so unproblematisch und so beherzt an die Dinge herangehen, wie man das allerorten sieht. Das ist für den Protestanten kein Grund zum Verzagen; denn es beweist nichts für das katholische Verhalten, daß es höchst problematische Dinge sehr unproblematisch nimmt. Es liegt aber auch kein Grund vor, das katholische Verfahren nachzuahmen und nun unter der Flagge des evangelischen Bekenntnisses eine weit gespannte, aber letztlich auf die evangelische Kirche abzielende Kulturarbeit zu organisieren. Denn wir haben diesen Kirchenbegriff nicht, können und wollen ihn nicht haben. Uns ist Norm und Ziel des Verhaltens in der Welt nicht in einer Erscheinungsform dieser Welt gegeben, so daß das christliche Verhalten in den Fragen des Miteinanderlebens eindeutig und für Alle gleichermaßen verbindlich festgelegt wäre. Wir müssen also jenen unproblematischen Aktivismus grundsätzlich ablehnen, wenn wir ihm auch als ernsthaftem Versuch christlicher Weltgestaltung unsere Achtung nicht versagen.

Wir können aber auch das nicht tun, was viele Glaubensgenossen, Laien, aber auch Theologen, von uns erwarten, und aus der Schrift, d. i. im Fall der Ethik aus dem christlichen Evangelium eine Norm erheben, die es an Eindeutigkeit und Problemlosigkeit mit der katholischen Norm aufnehmen kann. Auch diese Erwartungen werden enttäuscht; und das scheint um so schlimmer zu sein, als die Erwartungen aus dem evangelischen Schriftprinzip selber abgeleitet sind. Damit stehen wir bei unserm Thema. Daß wir auch diesen Weg einer primitiven Evangeliums-Ethik nicht gehen können, ergibt sich aus dem Charakter des Evangeliums und aus dem Charakter der Welt. Aber aus beiden ergibt sich auch Möglichkeit und Notwendigkeit einer Weltgestaltung von der christlichen Botschaft aus. Und davon soll in dieser Stunde die Rede sein.

1. Die Art des Evangeliums

Es geht zunächst um die Art des Evangeliums (im engeren Sinn), d. h. der Botschaft Jesu, wie sie in Bergpredigt, Aussendungsrede, Gleichnissen, Erzählungen, Einzelsprüchen in den synoptischen Evangelien zu finden ist. Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß heute immer noch ein Verständnis dieser Botschaft als richtig vorausgesetzt wird, bei dem größten Teil der Laienwelt ganz offensichtlich und bei den Theologen mehr oder minder verschämt: das ist das Verständnis des Evangeliums als eines sittlichen Gesetzes. Dieses Verständnis ist sehr alt. Schon jene uns unbekannten Sammler, die aus Sprüchen Jesu Reden bildeten, oder jene Erzähler, die ihre Geschichten von Jesus jeweilen in ein prägnantes Wort auslaufen ließen, haben die Überlieferungen von Wort und Werk Jesu als Regeln für das sittliche Verhalten aufgefaßt. Und unter den Evangelisten selbst hat einer, der Verfasser des Matthäus-Evangeliums, sein Buch zweifellos unter diesem Gesichtspunkt angelegt. Wenn die älteste Kirchenordnung, die Apostellehre, von dem Propheten schlechten Charakters sagt, er habe nicht „die Lebensart des Herrn" an sich, und für nähere Bestimmungen über Gebete, Almosen und das gesamte Handeln

*) Das Protokoll der Aussprache „An die Freunde" Nr. 85.

D H

auf „das Evangelium unseres Herrn" verweist, so ist das Leben Jesu als Vorbild, das Wort Jesu als Gesetz verstanden.

Sehr bald freilich haben in der Geschichte des Christentums auch Gegenwirkungen gegen dieses primitive ethisch-nomistische Verständnis des Evangeliums eingesetzt. Und es ist für die Spannung, von der unsere Frage belastet wird, sehr bezeichnend, daß die Gegenwirkungen nicht zunächst von einem besseren Verständnis des Evangeliums ausgehen, sondern von der Erkenntnis der Unmöglichkeit, Evangelium und Welt zusammenzubringen. Schon die ältesten Ermäßigungen der Weisungen Jesu zeigen das aufs deutlichste. Das radikale Ehescheidungsverbot Jesu wird im Matthäus-Text bekanntlich für den Fall der Unzucht außer Kraft gesetzt — das ist bezeichnend für beides: für das Bemühen, das Wort Jesu gesetzlich durchzuführen, und für die Erkenntnis, daß die Durchführung im radikalen Sinn an den „Verhältnissen" scheitert. Und wenn Klemens von Alexandria sich bemüht, über die Geschichte vom reichen Jüngling eine Art Trostpredigt an die Reichen zu halten und das harte Wort Jesu umzudeuten, so ist nicht ein neues Verständnis des Wortes die Ursache, sondern die Unmöglichkeit, angesichts so vieler christlicher Reicher und ihrer Bedeutung für die christliche Kirche eine radikal gegen den Besitz gerichtete Tendenz zu vertreten. Die Verhältnisse haben bis zu einem gewissen Grade schon damals ihre Eigengesetzlichkeit gezeigt; solange das Christentum noch keine Macht in den führenden Gesellschaftsschichten besaß, war es den Verhältnissen gegenüber ohnmächtig; als es aber jene Macht erlangt hatte, war es bereits so verschmolzen mit ihnen, daß ihre Erhaltung auch sein Interesse war. Den Versuch, eine christliche Gesellschaft zu bilden, hat dann erst das Mittelalter unternommen — einen großartigen Versuch der Synthese christlicher Gedanken in augustinischer Deutung mit aristotelischer Tugend- und stoischer Naturrechtslehre. Dabei ist natürlich jenes primitiv gesetzliche Verständnis der Worte Jesu aufgegeben — und das gilt schließlich ebenso von dem calvinistischen Versuch christlicher Gesellschaftsgestaltung, der auf angelsächsischem Boden seine Weltbedeutung erlangte, wie von der ethischen Praxis des Luthertums, die bürgerliche Ordnung auf naturrechtlicher Basis anzuerkennen und durch das Medium des christlichen Menschen zu versittlichen. Immer herrscht bei diesen Sozialgestaltungen das Bedürfnis vor, aus dem irgendwie umschriebenen und gedeuteten christlichen Geist heraus zu einer neuen Normierung des Lebens zu kommen, nicht aus den einzelnen Worten des Evangeliums.

Immer wieder ist aber gegen solche Normierungen, die die Verhältnisse und ihre Eigengesetzlichkeit berücksichtigen, Widerspruch wach geworden, der Widerspruch jenes ganz unkomplizierten sittlich-gesetzlichen Verständnisses der Worte Jesu. Dieser Widerspruch tritt in drei Arten auf. Die eine, die naive Art, sieht jene Problematik der Dinge, von der die Kirche seit dem 2. Jahrhundert bewegt wird, überhaupt nicht, weil sie nicht oder nicht sehr stark in ihr eigenes Dasein hineingreift: Kleine Leute, lebensfremd, in die Konflikte dieser Welt nicht verstrickt, können wirklich meinen, das Leben mit all seinen Fragen durch Zitate von Sprüchen zu bewältigen. Da eine allgemeine Bibellektüre der Laien die Voraussetzung dieses Christentums ist, kann es vor dem Ausgang des Mittelalters nicht gut möglich sein; aber im Pietismus, im Gemeinschaftschristentum, in zahlreichen freikirchlichen Gruppen stand und steht es in Blüte, eine Erscheinung, die mehr ergreift als überzeugt, achtungswert, aber in keiner Weise beispielgebend für unsere Frage.

Eine weit bedeutsamere Reaktion des gesetzlichen Verständnisses der Worte Jesu gegen irgendwelche Umdeutung möchte ich die radikale nennen. Sie weiß um den ganzen Ernst der Sache, weiß, daß eine gesetzliche Befolgung der Sprüche Jesu das gesellschaftliche Dasein revolutionieren würde. Ihre Vertreter spüren jenen Ernst, weil sie dieses Dasein aus eigener Erfahrung kennen. Es ist ein Grafensohn, also ein Mitglied der führenden Schicht, der nach unserer Kenntnis zum ersten Male im Abendlande den Versuch macht, die Aussendungsrede Jesu Mt. 10 als armer Wanderprediger wörtlich zu befolgen: Norbert von Xanten, der Begründer des Prämonstratenserordens, am Anfang des 12. Jahrhunderts. Und es ist wieder ein Graf, der am Ausgang des 19. Jahrhunderts der abendländischen Kulturwelt den Ernst dieses Radikalismus symbolhaft vor Augen stellt, Leo Tolstoi. Und zwischen ihnen in Mittelalter und Neuzeit eine Fülle von Gestalten, vielgenannter wie Waldes und Franziskus, aber auch unbekannter, nicht in die Ferne wirkender, die sich alle einer wirklichen Nachahmung des Lebens Jesu im heroischen Widerspruch zu ihrer Gesellschaft und ihrer Zeit unterzogen haben.

Das karrikaturenhafte Gegenstück zu dieser Gruppe bilden die opportunistischen Vertreter der gesetzlichen Evangeliumsdeutung. Sie haben weder die Harmlosigkeit der Naiven noch den Ernst der Radikalen; sie leben innerhalb der Verhältnisse, ohne sie im Sinn der Bergpredigt zu ändern; aber da ist plötzlich ein Gedanke, eine Reform, eine Vereinstendenz, die sie im öffentlichen Leben zu vertreten wünschen, als Christen zu vertreten wünschen — und schon findet sich ein Wort des Evangeliums oder ein Vorgang im Leben Jesu, der im Sinne jener Tendenz verwendbar ist. Wir alle wissen, welch ungeheurer Mißbrauch in ernsthaften Debatten über Kriegsnotwendigkeit und Weltfrieden mit dem johanneischen Wort vom Frieden oder mit dem Wort der Aussendungsrede „ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert" getrieben worden ist. In einem Gutachten von kirchlicher Seite zu Gunsten der Todesstrafe aus allerneuster Zeit liest man die Erwägung, daß der ewige Schächer auf Golgatha „die zeitliche Strafe seiner Sünde (des Mords) tragen muß, dagegen wird ihm die ewige Folge und Strafe seiner Sünde erlassen". Also offenbar hat Jesus, indem er den Schächer dieser Bestrafung nicht entzog, damit die Todesstrafe gerechtfertigt. In einer Programmschrift für eine auf wirtschaftswissenschaftlicher Basis zu unternehmende Volksseelsorge wird die (lobenswerte) Tendenz der Schrift durch den auf 17 Seiten geführten Nachweis gestützt, daß Jesus sich „als Vorbereitung für seinen Beruf" ein großes Wissen speziell über das politische und das Wirtschaftsleben erworben habe. Dieses Beispiel soll offenbar Nacheiferung wecken.

Es wird auch an diesen Verirrungen deutlich geworden sein, daß das ethisch-gesetzliche Verständnis des Evangeliums immer noch weithin verbreitet, ja herrschend ist. Diese Deutung der Botschaft Jesu ist die Quelle vieler Mißverständnisse, die Ursache mancher Anfeindung des Christentums, aber auch der Grund der ungeheuren ethischen Unsicherheit, die gegenüber den wirklich brennenden Problemen heute im Protestantismus herrscht, dieser Unsicherheit, die sich scheinbar so beschämend unterscheidet von der primitiven Sicherheit des Katholizismus. Ja, daß der Protestant diesen Unterschied häufig als beschämend empfindet, das hängt wieder damit zusammen, daß er sich — auch wenn er es ein bißchen tiefer weiß — doch im Grund ein bißchen nach jener unkomplizierten Gesetzlichkeit sehnt, weil er gegenüber den Weisungen und dem Beispiel Jesu ohne jenen primitiven Nomismus immer noch ein wenig ratlos ist.

Diesem gesetzlichen Verständnis des Evangeliums gilt es mit allem Nachdruck zu widersprechen. Aber nicht nur und nicht zunächst, weil die ethische Bearbeitung der Weltverhältnisse so nicht von statten gehen kann, sondern zunächst und vor allem, weil der Charakter des Evangeliums ein anderes Verständnis fordert.

Dieser Charakter aber ist nicht durch eine Abstraktion

von allen Worten Jesu aus zu gewinnen, sondern indem man durch alle diese Worte hindurchschauend immer wieder auf den gleichen Inhalt der Botschaft trifft; es ist derselbe Inhalt, auf den die Bewegung Jesu ebenso wie das Sprach- und Begriffsgut, das er verwendet, ohnedies weisen. Seine Bewegung ist eine messianische, und als messianische ist sie von den Juden verurteilt worden; sein Wortschatz ist der apokalyptische, und als Gemeinde der auf das Ende Wartenden haben sich seine Gläubigen dann zusammengefunden, und hinter allen Worten steht die eine Mahnung, die, weil sie alles trägt, auch alles zusammenschließt, und die man vielleicht so umschreiben kann: Eins ist not, denn das Reich Gottes will kommen! Es handelt sich also um das, was man in der Theologie den eschatologischen Charakter der Predigt Jesu nennt.

Von diesem Charakter hat sich die Forschung der vergangenen Jahrzehnte in steigendem Maße seit der Zeit überzeugt, da Johannes Weiß sein Buch vom Reich Gottes schrieb. Man sah, daß Jesus das Wort „Reich Gottes" nicht anders gebrauchte als die jüdischen Offenbarungsbücher. Man las aus seinen Bildern von den Jungfrauen, vom Knecht, vom Bauer, der unterwegs ist, die gespannte Situation des Wartens heraus; in der Tat, wenn er vom Tag des Menschensohns und vom Kommen des Reiches redet, so bezeugen diese Worte, daß sein Blick auf die Zukunft gerichtet ist, auf die nächste Zukunft, in der er das Ende der Welt und das Hereinbrechen der Gottesherrschaft erwartet. Das hat man längst erkannt. Aber man glaubte im allgemeinen in der älteren Generation neben den Worten eschatologischen Sinnes auch noch andersartige Komplexe von Worten Jesu wahrzunehmen, die sich nicht auf die Erwartung des Endes, sondern auf die Regelung der Gegenwart zu beziehen schienen; und man glaubte vielfach in diesen „ruhenden Elementen" der Botschaft Jesu ihren eigentlichen „bleibenden Kern" zu sehen, zu dem sich die von der Enderwartung bedingten Elemente nur wie die Schale verhielten; sie seien eben von der damaligen Zeit und ihrem Weltbild abhängig, seien darum heute so gut überwunden wie dieses Weltbild und also nicht mehr zum Leben zu erwecken.

Was eine ganze Anzahl von uns Jüngeren von dieser Anschauung trennt, ist die völlig andere Einschätzung des Endglaubens. Freilich ist hier das geozentrische Weltbild mit im Spiel; aber sofern der Endglaube eben Glaube ist, muß er wesentlich mehr sein als eine Vorstellung vom baldigen Weltuntergang. Er ist ja vor allem Glaube an das demnächst kommende Reich, Glaube an den Gott, der bald, morgen oder übermorgen, in die Welt einbricht; einzig dieser Glaube — der natürlich seine zeitgebundene und heut überwundene Voraussetzung hat — bewirkt es, daß in der Botschaft Jesu mit Gott Ernst, wirklich ganz Ernst gemacht wird; einzig dieser Glaube bewirkt es, daß von der Welt ganz, aber ganz abgesehen wird. Gott selber kommt — nun wird alles Andere gleichgültig vor dieser einzigen Wirklichkeit. Denn alles Andere ist relativ, mag es nun Sünde oder Tugend, Pflicht oder Lust heißen, es ist innerweltlich und gilt nichts vor dieser einen absoluten Wirklichkeit Gottes. So erst kommen wir in die innere Lage des Kaufmanns im Gleichnis, der um der einen Perle willen alles Andere dahingab, so in die Lage des schlechten Verwalters, der nicht mehr an das doch verlorene Jetzt dachte, sondern sein ganzes Trachten auf die Gestaltung des neuen Daseins richtete. So verstehen wir, warum man in dieser Entscheidungsstunde auch nicht den Vater begraben darf, fühlen die Entscheidung, vor die der Reiche gestellt wurde, und sehen das Recht der harten Sprüche von der Selbstverleugnung, vom Kreuznachtragen, vom Hassen des Bruders. Hier gilt nicht Verwischung der Gegensätze, sondern Entscheidung: Gott — oder alles Andere, Gutes wie Böses. Dieses Absehen von allem Andern, dieses Ernstmachen mit dem Einen, allein Nötigen — das macht die Unbedingtheit des Evangeliums aus.

Bei solchem Verständnis des Endglaubens im Evangelium ist es aber unmöglich, eine Gruppe von Worten und Taten der Unterordnung unter den Endglauben zu entnehmen und als innerweltliche Weisungen in Wort und Tat zu betrachten. Es geht auch nicht an, sie als innerweltliche, aber nur bis zum Weltende gültige Sittenlehre aufzufassen, ihnen also interimistischen Charakter aufzuprägen und sie gerade damit der Deutung auf den Endglauben zu entziehen. Denn wenn der Glaube an die demnächst sich offenbarende Wirklichkeit Gottes der Ausgangspunkt der Botschaft Jesu ist, so muß sich von ihm aus alles an dieser Botschaft verstehen lassen. Wenn dieser Schlüssel überhaupt schließt, so muß er Alles erschließen. Und das ist in der Tat der Fall. Der Deutung vom Endglauben aus unterliegen auch die ruhenden Elemente, auch die „sittlichen Weisungen", auch jene scheinbar ganz allgemeinen Imperative, die nichts vom Weltende sagen und darum immer wieder dem gesetzlichen Verständnis des ganzen Evangeliums zur Stütze dienen.

Wenn Jesus in die Verhältnisse seiner Welt hineinspricht und mit einem Gleichnis oder einem Imperativ kritisierend oder korrigierend in bestimmte Angelegenheiten eingreift, so darf man ihm nicht den Willen zuschreiben, die Welt schnell noch etwas zu ändern, bevor sie endgültig untergeht. Sondern er will von diesem Einzelfall aus die Stellung der Welt zu Gott, zu dem demnächst kommenden Gott bestimmen. Und wenn er einem Menschen, der ihn in bestimmter Lage um Rat fragt, diesen Rat erteilt, so kann der Sinn nicht der sein, daß der Mensch sich die Entscheidung dieses Falles von Jesus abnehmen lasse, sondern der, daß er sich durch Jesus in die Entscheidung drängen lasse, die einzige, die es für ihn gibt, zwischen Gott und allem Andern. Und wenn Jesus scheinbar Regeln gibt, für Ehe und Eid, für den Besitz und seine Verwendung, für Beten und Fasten, so will er keine kategorischen Imperative aufstellen — er rechnet ja nicht mehr mit Generationen, die sie hören könnten! —, sondern er will an diesen Themen die Stellung des Menschen in jener Entscheidung aufzeigen, wo die Dinge, aber auch die Pflichten ihren Eigenwert verlieren und mit Gott ganz Ernst gemacht wird. Alle scheinbaren Weisungen sind Verkleidungen der Forderung, die diese Entscheidung stellt. Nicht die Welt gilt es zu wandeln, denn die Welt wird vergehen, sondern die Menschen gilt es zu wandeln, denn sie werden vor Gott stehen müssen.

Wenn aber so oft der Anschein erweckt wird, als handle es sich bei Jesu Befehlen um allgemein gültige Weisungen — jener Anschein, auf den sich das primitiv gesetzliche Verständnis des Evangeliums immer wieder beruft —, so ist die Ursache jene Aktualität der Worte Jesu, die ihn eigentlich immer nur zu bestimmten Anlässen reden läßt (denn auch, wo uns die Veranlassungen der Sprüche Jesu nicht erhalten sind, haben wir mit Anlässen zu rechnen). Er verbreitet sich nicht in längeren Reden über die menschlichen Verhältnisse, sondern er spricht gefragt oder durch Umstände seines Wanderlebens zum Wort gedrängt. Und daß er so die Probleme an sich herankommen läßt, gerade das zeigt, daß er nicht gekommen ist, die Problematik dieser Welt aufzulösen. Und nur so begreift man das Fragmentarische seines Wirkens und seiner Rede. Er hat sich ja nicht einmal um die restlose Erfassung — wie wir sagen würden — der Kranken eines Bezirks bemüht, er hat keine großzügige Hilfe organisiert. So liegt es auch nicht nur an unserer Überlieferung, wenn wir auf so viele ethische Fragen bei ihm keine Antwort finden. Wie er in seiner Nachbarschaft offene Schäden bestehen ließ, ohne sie zu heilen, so ist er auch an offenen Fragen vorbeigegangen, ohne sie zu lösen. Denn er hat keine innerweltlichen Ziele, sondern kennt

nur die Aufgabe, die Nähe Gottes zu verkünden und alle innerweltlichen Aufgaben, die ihm begegnen, in diese Nähe zu stellen.

Darum kann die formulierte Forderung Jesu auch sehr verschieden lauten, je nach Adressat und Gelegenheit. Keine Interpretation wird die Tatsache aus der Welt schaffen können, daß nach unseren Berichten Jesus von jenem Reichen Aufgabe jeglichen Besitzes verlangt, während sich seine und der Seinen wirtschaftliche Existenz offenbar zum großen Teil auf die Gastfreundschaft begüterter Anhänger stützt, also solcher Jünger, denen jenes Besitzopfer nicht auferlegt war. Wenn dies ethische Anweisung ist, so ist es doppelte Ethik! Wer aber alle die einzelnen Worte auf dem Hintergrund jenes eschatologischen „Eins ist not" versteht, der sieht ohne Weiteres, daß die Forderung im Einzelnen verschieden lauten kann. Der sieht aber auch, daß der Inhalt dieser Botschaft unmöglich Ethik genannt werden kann. Denn der diese Botschaft bringt, hat nicht die Absicht, die Menschen zu bessern und zu belehren, sondern sie in ihrem Wesen zu wandeln. Und hier ist die Botschaft zutiefst mit ihrem Verkünder eins. Wenn Jesus das Dasein der kommenden Welt nicht predigt und verheißt, sondern bezeugt und offenbar macht — in Worten und Taten, in Wandel und Wesen —, so beruht seine Wirkung offenbar nicht darin, daß er Ansichten vorträgt, Begriffe entwickelt, und daraus Mahnungen folgert, sondern darin, daß er den Menschen vor Tatbestände stellt, vor die Offenbarung der kommenden Welt in seinem Wort und Werk, und daß diese Tatbestände eine andere Orientierung des menschlichen Wesens erzwingen. Das ist es, was ich das „neue Sein" nenne, das Jesus den Menschen gebracht hat; mit ihm ist wohl eine Ausrichtung des Menschen, ein Ethos, gegeben, aber keine Ethik. Und alles, was nach Ethik im Evangelium aussieht, ist im Grunde nur die sehr bedingte Andeutung dieses Seins in einer imperativischen, gerade von diesem einen Fall aus gewonnenen Form. Aber jenes Ethos selbst ist von Fällen, Verhältnissen, Personen nicht bedingt. Daß in ihm ein ungeheuer starker Anreiz zu ethischen Bildungen liegt, davon soll noch die Rede sein; eine Ethik liegt nicht darin. Der vom Evangelium erfaßte Mensch steht vor Gott, nicht vor den Verhältnissen; er mißt sich am Unbedingten, nicht an innerweltlichen Zielen.

Diese Ablehnung einer Ethik des Evangeliums gilt durchaus; trifft also auch die Ableitung einer Forderung, die man immer wieder als das ethische Grundgebot des Evangeliums und darum als den selbstverständlichen Imperativ des Christentums bezeichnet hat: das Gebot der Nächstenliebe. Gerade hier läßt sich die Kritik des üblichen gesetzlichen Verständnisses in ihrem wissenschaftlichen Recht erweisen. Bekanntlich ist das Gebot der Nächstenliebe alttestamentlich, also jüdisch, und „Nächster" ein jüdischer Begriff, der sich schon im Judentum mehrfache Deutungen gefallen lassen muß, auf den Volksgenossen, auf den Parteigenossen, gelegentlich auch weiter gefaßt, auf den Menschen überhaupt. Jesus hat dieses wie andere jüdische Gebote als Träger der göttlichen Forderung durchaus bejaht; Moses und die Propheten reichen ihm durchaus hin, um seiner Zeit und seinem Volk die göttliche Forderung im Einzelfall zu illustrieren. Aber sowie das Gebot mehr wird als Illustration, sowie es peinlich exegesierte Schranke des Ethos wird und das neue Sein in Definitionen gebannt werden soll, hat er die Bearifflichkeit auch dieses Gebotes zerschlagen. Denn nichts Anderes als eine Zerschlagung bedeutet es, wenn er jede Definition von „Nächster" bei Seite schiebt und, hier wie sonst oft den krassesten Fall betonend, den nach Menschengedenken Fernsten zum Objekt der Nächstenliebe erklärt. Das Gebot der Feindesliebe verlangt ja nicht nur eine zugespitzte ethische Höchstleistung, sondern deutet die Grenzenlosigkeit des Liebesgebotes an. Kein rationaler Zweck ist ihm gesetzt; es gilt weder die Gewinnung noch die Beschämung dieses widerwilligen Objektes der Liebe. Sondern Liebe, wie sie Jesus meint, kann ebensowenig Schranken menschlicher Verhältnisse ertragen, wie sich die Vergebungspflicht in den Bann des „siebenmal" bringen läßt. Vielmehr bedeutet Jesu Antwort 70×7 nicht 490, sondern ungezählte Mal, und das Gebot der Feindesliebe heißt uns nicht gerade, sonderlich, nur die Feinde zu lieben, sondern unsere Liebe auch von den natürlichen Hemmungen nicht einschränken zu lassen. Diese Sprüche gehen also gar nicht auf das Verhältnis der Menschen, sondern auf die Stärke einer Liebe, die durch die Nähe Gottes ausgelöst ist, also sich nicht um menschliche Bedingtheiten kümmert. Wer ist nun mein Nächster? Vielleicht der Unwahrscheinlichste, von dem ich mir es kurz vorher noch nicht denken konnte, ein Unbekannter, der am Weg liegt, oder von ihm aus: ein verachteter Samariter — wir würden sagen: ein Minderrassiger — der des Weges zieht. Wer ist mein Nächster: vielleicht der, der den Anspruch macht, wie die Verwandten, gerade nicht! Jede Definition scheidet aus; dann ist das Gebot der Nächstenliebe aber auch keine ethische Regel. Die einzige, aber auch grundlegende Normierung des christlichen Verhaltens durch das Evangelium liegt in der Verwandlung der Menschenexistenz, die Jesu Botschaft vornimmt: das neue Sein ist es, aus dem ein neues Handeln hervorgeht.

2. Die Welt und ihre Bedingtheit

Wer mit diesem neuen Sein in die Welt hinaustritt, erfährt beides: den Anreiz durch die Verhältnisse und den Zwang der Verhältnisse.

Von dem Dasein der Welt geht ein Anreiz zur Gestaltung aus, wie ihn das Urchristentum in dieser Stärke nicht gekannt hat. Denn die Welt bedeutete für die ersten Christen eine Größe, an der man grundsätzlich vorbeisehen konnte, weil man sie dem Untergang verfallen glaubte. Je länger sich dieser Untergang hinauszögerte, desto mehr Berücksichtigung forderte das Weltdasein. Aus einem Schicksal, das man knapp und immer in der Hoffnung auf baldige Beendigung ertrug, wird das Dasein in der Welt zu einer Aufgabe, der größten, die dem Christen gestellt werden kann. Der Christ empfindet den Widerspruch, in dem eine von Trieben, Wünschen und Leidenschaften bewegte und getragene Welt zu dem Reich, in dem Gott herrscht, steht, aber auch zu dem neuen Sein, zu dem ihm der Blick auf das Reich und der Glaube an das Reich verholfen hat. Die Entscheidung für Gott und gegen alles Andere, d. h. gegen die Welt, ist ja die wesentliche Forderung des Evangeliums. Wenn nun die Welt bestehen bleibt, so muß der Christ, der mit ihr zu tun hat, wünschen, sie im Sinne jenes aus dem neuen Sein hervorbrechenden Ethos zu gestalten. Damit wird der Schritt vom Ethos zur Ethik getan. Und zwar vorwiegend zur Sozialethik, wenn das auch oft übersehen wird. Denn die Grundfragen der Individualethik sind in einer Existenz, in der wirklich das vom Evangelium geoffenbarte neue Sein gilt, offenbar schon gelöst, d. h. sie gehören eigentlich in die Dogmatik. Von der theoretischen Frage nach Sünde und Entsündigung gilt dasselbe; die Frage aber nach der Meidung der Sünde im Leben, ja auch die andere nach der sittlichen Freiheit führt zumeist tief in das Gebiet der sozialen Ethik hinein, denn Ziel und Motiv der Sünde wurzeln mehr oder minder im sozialen Leben, und auch das Maß der sittlichen Freiheit wird von dorther bestimmt. Darum sollte es in der theologischen Ethik keine isolierende Zurückdrängung der Sozialethik geben. Im Gegenteil: da im Evangelium eine Selbstwertigkeit der Ethik ausgeschlossen ist, da es sich also bei christlicher Ethik immer um Anwendung jenes neuen Ethos in der Welt handelt, so wird gerade die Sozialethik im Vordergrund stehen müssen. Und wenn ich am Anfang von dem

Anspruch der Welt an das Christentum geredet habe, so richtet er sich gerade auf die Sozialgestaltung, die der christliche Geist hervorbringt: an diesen Früchten will man ihn erkennen.

Gerade dabei aber vermißt man die Ungetrübtheit des christlichen Geistes. Und damit komme ich auf das Zweite: von den Verhältnissen der Welt geht auch ein starker Zwang aus, sich ihnen anzupassen. Auch das ist eine Erfahrung der Christenheit von ihren ältesten Zeiten her. Schon die ersten Generationen bemerkten, daß die Worte Jesu für die Fülle der Lebensbeziehungen keine ethische Regelung geben konnten, weil man gar nicht für alle Probleme solche Worte zur Verfügung hatte. Man mußte sich in mancherlei Art zu helfen suchen; entweder man verwendete eine eigene Fragen eintragende Exegese, die aus Jesu Wort vom Zinsgroschen — Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist — ein „schiedlich-friedlich" als Grundregel des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche herausholte oder gar später dem Wort von den zwei Schwertern die Bedeutung einer solchen Regel zuschob; oder man half sich durch Entlehnung von Sprüchen und Weisungen aus Judentum und Hellenismus. Uns interessiert hier nicht das damit verbundene große religionsgeschichtliche Problem, die Verbindung von Stoa, Judentum und Christentum, die sich daraus ergab. Für unsere Fragestellung ist es bedeutsamer, daß bei dieser Entlehnung aus fremden Bezirken unter Umständen auch Normen mit entlehnt wurden, die mit dem Evangelium nichts zu tun hatten. Im Neuen Testament tritt das vielleicht nirgends so deutlich hervor wie Phil. 4, 8, wo auch schon Luthers Übersetzung „Was lieblich, was wohl lautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach" den Eindruck vermittelt, daß hier von rein gesellschaftlichen Werten die Rede ist, denn bei „beliebt" und „in gutem Ruf stehend" und bei „Lob" ist die Anerkennung des zu Tuenden durch die Menschen das Maß, mit dem gemessen wird — und das hat mit dem christlichen Ethos sehr wenig zu tun. Aber auch die Pflichten der Familienmitglieder in den sogenannten Haustafeln des Neuen Testaments sind nach stoischem Grundsatz aufgebaut und zum Teil auch gestaltet, wenn auch gelegentlich mit starker Verchristlichung — und wer unter Berufung darauf von christlicher Familie spricht, hat zwar historisch recht, sofern die christliche Kirche dieses Familienideal aufgenommen und ausgestattet hat, darf sich doch aber nicht darüber täuschen, daß dieses Ideal nicht vom christlichen, sondern vom stoischen Geist gestaltet ist.

Bei dem Bemühen, vom Ethos zur Ethik zu kommen, erfuhren die Christen den Zwang der Verhältnisse noch in einer anderen Beziehung: jede Kultur verlangte andere Lösungen des ethischen Problems. Die Worte Jesu, die an den Ufern des galiläischen Sees gesprochen waren, wurden schon in den Straßen von Ephesus mißverstanden, wieviel mehr im Mainz des Mittelalters! Die Armen, die Jesus selig pries, waren die Leute, die zu seinen Füßen saßen und von denen wirklich gelten konnte, daß sie hungerten und dürsteten nach Gerechtigkeit. In den Straßen der Städte bekam das „Heil euch Armen" anderen Klang und ward zum Preis der besitzlosen Schicht überhaupt. So mußte nun das Bestreben einsetzen, den Worten Jesu durch Korrektur, Auslegung und Anwendung den Sinn zu geben, der ihnen ursprünglich eignete oder — den die Ausleger für den unter ihren Verhältnissen geeigneten hielten. Man sieht, daß der Weg vom Ethos des Evangeliums zur christlichen Ethik ein Weg vom Unbedingten in die Bedingtheit ist. Freilich sind die Worte des Evangeliums selbst als historische Größen durch ihre Zeit und ihre Welt bedingt nach Sprache, Begriffsgut und kulturellen Voraussetzungen. Aber eben weil sie in Welt und Zeit keine Ziele mehr anstreben, vielmehr über das Ende von Welt und Zeit hinweg gesprochen sind, darum sind sie Wahrzeichen eines vom Unbedingten her erweckten Lebens. Man muß sie nur als solche nehmen und nicht als sittliche Weisungen für diese Welt. Durch dieses gesetzliche Verständnis würden sie nur zu Zeugnissen einer bestimmten Kultur, der Bauernkultur des damaligen Galiläa, degradiert, und hätten wie diese Kultur als längst erledigt zu gelten. Wer aber ihre Herkunft aus dem Unbedingten erkannt hat und sie auf diese bedingte Welt anwenden will, der muß sie für jede neue Kultur neu denken; er muß sich aber klar sein, daß er sie damit in eine neue Bedingtheit versetzt, die ihnen von Haus aus fremd ist.

Der Zwang der Verhältnisse, den wir in dieser Frage überall beobachten, zeigt sich aber auch noch und vielleicht am stärksten bei jener Aufgabe, die den Christen erst im Lauf der geschichtlichen Entwicklung zuwächst. Als sie sich zuerst vor das Problem der Weltgestaltung gestellt sahen, handelte es sich um eine Welt, die sie innerlich nichts anging. An eine wirkliche Umgestaltung der Welt war nicht zu denken, denn diese Welt war nicht christlich. Im Lauf der Jahrhunderte wurde nicht nur das Dasein der Welt immer bedeutungsvoller, weil die Aussicht auf ihr Ende immer mehr zurücktrat, die Welt kam auch den Christen immer näher, weil sie immer mehr Anteil an ihr erlangten. Als Paulus sein Kapitel von der Obrigkeit an die Römer schrieb, konnte er vom Staat als einer fremden heidnischen Einrichtung reden, der die Christen im alten Rom lebend sich fügen müßten und von der sie auch gewisse Werte empfangen könnten, denn Gott hat ja dies wie überhaupt den Ablauf der alten Welt geordnet. Wer heute diese Worte liest, vergißt leicht, daß hinter dem allem steht: „bis an den Tag, da alles neu wird in Gottes Reich". Als aber Augustin seine Staatslehre schrieb, da war der römische Staat schon christlich geworden, und sogar das Eroberervolk der Westgoten war christlich. Die Welt — mit allen Kriegen, Intrigen und Verwirrungen — war doch christlich geworden, sofern sie eine Welt voller Christen geworden war. Die Christen können nun nicht mehr von dieser Welt reden als einer ihnen fremden Einrichtung. Bei aller inneren Fremdheit, die sie zur Welt haben, tragen sie doch Verantwortung für diese Welt!

Christliche Ethik war am Anfang nur ein Versuch gewesen, die der Gemeinde begegnenden Probleme vom christlichen Ethos aus zu bewältigen. Nun wird christliche Ethik als christliche Weltgestaltung eine Aufgabe des Christentums. Und — da alle Ethik bedingt ist von den Verhältnissen — so kann bei solcher Weltgestaltung das christliche Ethos nicht alles allein regeln; es muß sich dazu gesellen die durchaus bedingte, zeit- und kulturgebundene Besinnung auf die Verhältnisse und ihre Lebensgesetze. Denn die einzige Art, eine schwächliche Anpassung des ethischen Imperativs an die Verhältnisse zu vermeiden, besteht darin, daß man diese Verhältnisse und ihre Lebensgesetze von vornherein als Faktoren jeder Weltgestaltung, auch der christlichen, anerkennt und berücksichtigt.

Damit stehen wir vor der in der gegenwärtigen Diskussion der Probleme immer wieder erörterten Frage der Eigengesetzlichkeit der profanen Mächte, Staat und Wirtschaft, aber auch Wissenschaft und Kunst.

Hinter dieser Formel von der Eigengesetzlichkeit scheint sich mir nun ganz Verschiedenartiges zu verbergen, und es tut not, das auseinander zu halten. Zunächst ist damit gemeint, daß die Kulturgemeinschaften ihr Eigenleben haben und daß dieses Eigenleben zu wahren und zu schützen ist, weil sein Ablauf Werte verbürgt, die des Schutzes bedürfen. Bei diesem Urteil setze ich eine Kulturgesinnung ohne Kulturseligkeit voraus, also die Anerkennung, daß die Kulturwerte vor dem Unbedingten relativen Wert haben (also nicht unter allen Umständen eines Konfliktes festzuhalten sind), daß sie aber auch unter dem

Gesichtspunkt des Unbedingten Wert haben (und zwar alle, auch die Wirtschaft, nicht nur die Gemeinschaften zur Pflege „geistiger" Kultur). Wer diese Werte nicht begriffen hat, kann auch jenes Eigenleben nicht verstehen und ist unfähig, ihm dreinzureden. Der Technik fremde Menschen können über das Arbeitszeitproblem nicht urteilen; erst recht nicht, wenn sie nur unter dem Gesichtspunkt der Arbeitszeit mit den Problemen der Technik Bekanntschaft machen. Kunstfremde Menschen, die von der Art der heutigen Malerei keine Ahnung haben, können über die Darstellung des Nackten kein irgendwie begründetes Urteil abgeben, erst recht dann nicht, wenn sie regelmäßig Kunstausstellungen unter diesem Gesichtspunkt besuchen.

Es gibt aber noch einen zweiten Sinn des Wortes Eigengesetzlichkeit. Er meint nicht das eigene Daseinsrecht der Kulturgemeinschaften, sondern die Hemmungslosigkeit der Interessenvertretung. Wer in solchem Sinn dem Grundsatz der Eigengesetzlichkeit folgt, verletzt gerade die Eigengesetzlichkeit in jenem ersten Sinn des Wortes; denn er achtet das Eigenleben der anderen Gebiete nicht. Diese Hemmungslosigkeit der Interessenvertretung hängt natürlich zutiefst zusammen mit der Spezialisierung, jener Erscheinung, in der wir die für das 19. Jahrhundert bezeichnende Form der Gottlosigkeit zu erblicken haben, die Folge der Komplizierung des Lebens durch Technik, Wirtschaft und differenzierte Wissenschaft. Sie war eine Art Gottlosigkeit, weil sie erklärter Götzendienst war, indem sie aus der Zugehörigkeit zu einem Beruf, einem Fach, einer Bildungsschicht Weltanschauungen und Religionen machte. Die Folge war, daß jede gemeinsame Voraussetzung menschlichen Lebens zerstört wurde: Jeder redet am Andern vorbei, Keiner vermag mehr mit des Anderen Auge zu sehen, — Arbeitgeber und Arbeiter, Städter und Landwirt, Beamter und Kaufmann, naturwissenschaftlich-technischer und geistiger Mensch —, denn Jeder vertritt einen „Standpunkt", d. h. nicht den, der seinem Charakter und seinem Schicksal entspricht, sondern den Standpunkt seiner Gruppe, und Jeder redet vom „rein" gewerkschaftlichen, ärztlichen, schultechnischen oder kirchlichen Standpunkt aus, d. h. mit all der Unreinheit und Verwirrung beladen, die einer hemmungslosen Eigengesetzlichkeit entspricht.

Diese Verwirrung wird dann erst recht offenbar, wenn man versucht, ein übergeordnetes regelndes Prinzip zu finden, mit dem man die hemmungslose Eigengesetzlichkeit einschränken kann. Es scheint von vornherein klar, daß dafür nur Recht, Religion und Sittlichkeit in Frage kommen. Und hier ist mit Händen zu greifen, wie verhältnismäßig einfach und fraglos die Sache vom katholischen Kirchenbegriff aus erledigt werden kann. Hier bietet die bischöfliche Entscheidung im Namen der Kirche, ausgestattet mit apostolischer Autorität, d. h. mit dem Bewußtsein göttlicher Sendung, in der Tat die gewünschte Hemmung des sonst hemmungslosen Eigenlebens, die Regelung des Bedingten vom angeblich Unbedingten her. Aber wie steht es, wenn man dies angeblich Unbedingte nicht für ein Unbedingtes anzusehen vermag (und daß man das nicht vermag, ist der Ursprung jedes protestantischen Protestes gegen katholisches Kirchentum). In der Tat beginnt hier erst das Problem. Denn alle regelnden Prinzipien, mit wie hohen Ansprüchen sie auch auftreten, können ihren Einfluß in der Welt nur geltend machen, indem sie selbst einen Organismus ausbilden; der aber wird wieder sein Eigenleben entwickeln, wird, wenn dieses sich hemmungslos auswirkt, in Macht- und Prestigekämpfe verstrickt werden, kurz, er wird ein Stück Welt sein.

Das Recht kann sich nur in Form von Gesetzgebung und Exekutive des Staates geltend machen. Daß der Staat ein sehr Bedingtes darstellt, daß er, hemmungslos seiner Eigengesetzlichkeit überlassen, einem Materialismus verfällt, bei dem nicht die Nation, sondern er sich selbst zum Zweck wird, daß es einen materialistischen Prestigeanspruch nicht nur der Fürsten, sondern erst recht der Bürokratie gibt — das braucht man heute Niemandem erst noch zu beweisen. Alle demokratischen Einrichtungen moderner Staaten sind ja Korrekturen der Eigengesetzlichkeit: die Verfassungen der konstitutionellen Monarchien schufen im Beamten Sicherheit gegenüber dem eigengesetzlichen Materialismus der Fürsten, der Parlamentarismus in den Partei-Abgeordneten Sicherheit gegenüber den Beamten; Volksbegehren und Volksentscheid, aber auch Neuwahlen wollen Sicherheit gegenüber den Parteien schaffen. Nein, der Staat ist keine übergeordnete ideelle Macht, berechtigt im Namen Gottes zu sprechen.

Aber auch die Kirche ist es nicht! So selbstverständlich das eigentlich für den Protestanten ist — schon weil er gar keine allgemein verbindliche kirchliche Instanz kennt! —, so wenig ist es in den Folgerungen durchdacht. Um es ganz deutlich zu sagen: Vor dem Forum des Wortes Jesu „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes" gehört die Kirche auf die Seite des Kaisers! Denn sie ist Welt, so gewiß sie von Menschen gebildet und in ihren Handlungen geleitet wird. Sie hat also ein Recht darauf, um ihre Ansprüche gegenüber dem Staat, der Schule zu kämpfen, aber sie hat dasselbe Recht wie diese Organismen, kein höheres Recht! Darum wird sie genau wie diese ein Eigenleben entwickeln und wird auch immer wieder in der Gefahr sein, einen eigenen Materialismus auszubilden, für den sie und ihre Existenz — d. h. gewöhnlich: ihre unveränderte Existenz — Selbstzweck ist, der allen anderen Zwecken übergeordnet wird. Diese Entwicklung ist an sich kein Unglück; sie wird nur zum Unheil, wenn die Kirche ihr weltverflochtenes Dasein mit einem Schein von Ewigkeit umkleidet und ihre eigene Bedingtheit mit dem Mantel der Unbedingtheit drapiert.

Die Sittlichkeit aber kann sich in der Welt, soweit nicht Staaten, Kommunen und Kirchen ihre Sprecher werden, nur in freieren Formen regulierend zur Geltung bringen: als Sitte einer Gesellschaft, als Satzung eines Vereins, als literarische und publizistische Mahnung. Dem politischen und dem Wirtschaftsleben gegenüber will diese Wirkung häufig nicht viel besagen. Wenn aber solchen Bestrebungen wirklich eine gewisse Macht verliehen wird, so daß sich Vereine oder Leserkreise von Büchern oder Zeitungen zu soziologisch greifbaren Gebilden entwickeln, dann ist auch die Gefahr alles Weltwesens gegeben. Prestigepolitik, Reklamebedürfnis und jener Vereinsmaterialismus, der sich meist in den Formen der sogenannten Vereinsmeierei äußert, halten ihren Einzug, und gerade die wirklichen Enthusiasten des Ideals erliegen nur allzuleicht der Gefahr, die Sache Gottes mit dem Prinzip ihres Bundes in eins zu setzen und Abstinenz, Bodenreform, Abolition oder Pazifismus als den einzigen Ausdruck der Christlichkeit überhaupt zu betrachten.

Keine Form also, in der sich ein die Eigengesetzlichkeit regulierendes Prinzip äußern könnte, ist frei von der Gefahr der Eigengesetzlichkeit. Wir bleiben immer in der Zone des Bedingten; auch Staat, Kirche und Ethik sind bedingt, sind „Welt". Und zwar gilt es hier mit dem biblischen Sinn des Wortes „Welt" Ernst zu machen. Es handelt sich nicht nur darum, daß wir in allerlei Bedingtheiten der Rasse, der Kultur, des Berufs, der Zeit befangen sind und daß darum auch unsere ethische Arbeit solche Befangenheit aufweisen muß, sondern „Welt" besagt die Zugehörigkeit zu Sünde und Schuld. Und das gilt für den Menschen des heutigen Abendlandes noch in einem besonderen Sinn, nicht nur in dem alten der persönlichen Verschuldung. Es ist notwendig, auf diese Artung der modernen Welt mit allem Nachdruck hinzuweisen *).

Seit dem Aufhören der wirtschaftlichen Autarkie — der Beschaffung aller Verbrauchsgüter durch eigene Arbeit —

*) Ohne daß wir uns verabredet hatten, hat Frick in seinem Vortrag bei derselben Tagung diesen Gesichtspunkt der „Kollektivschuld" aufs stärkste betont.

ist unsere Wirtschaft in immer steigendem Maße durch die Verflochtenheit aller Lebensbeziehungen charakterisiert, und kraft dieser Verflochtenheit sind wir selber in einem ganz besonderen Sinn in die große Gesamtschuld verstrickt, die mit dem Dasein der „Welt" gegeben ist. Wenn der Kapitalismus in gewissem Sinn Entrechtung der Masse bedeutet, wer unter uns — einschließlich der Entrechteten — lebt nicht von dem Ertrag dieser Wirtschaftsweise? Wenn wir uns einen geistigen Genuß zu nicht zu hohem Preis verschaffen, wenn wir uns freuen, daß eine Reise, ein Theaterplatz für uns erschwinglich ist, wieviel Menschen sind zu gering bezahlt, damit die Bahn oder das Theater so wohlfeil arbeiten können, und welches sind die körperlichen und sittlichen (!) Folgen dieses billigen Betriebs für den Streckenarbeiter oder die Chorsängerin? Unsere städtischen Mietswohnungen — was für wirtschaftliche Vorgänge, Katastrophen vielleicht, müßten eintreten, damit wir Boden und Bau nutzen könnten? Sind wir als Käufer nicht mitschuldig? Auch wenn wir Geschäfte von zweifelloser Reinlichkeit der Gebarung bevorzugen — schon das ist in der kleineren Stadt unmöglich, wo ein Artikel vielleicht nur von einer Firma geführt wird —, aber selbst dann: wer bürgt uns für den Werdegang der Ware? Haben nicht etwa wirtschaftlicher Frondienst, hemmungsloser Konkurrenzkampf und marktschreierische Reklame das Ihre dabei getan? Die Geschichte des kaufmännischen, des literarischen und künstlerischen Erfolges zeigt, daß auch die bestverdienten Erfolge — eben weil sie Erfolge in der Welt sind — nicht allein mit idealen Mitteln gewonnen werden. Und ebenso steht es mit den Erfolgen im staatlichen Leben. Man kann bekanntlich die Geschichte jedes großen geschichtlichen Ereignisses im mephistophelischen Sinne schreiben; man kann zeigen, daß das, was uns in den Büchern und im Geschichtsunterricht erhebende Eindrücke vermittelt, durch Laune und Willkür, Streit und Intrige ins Dasein getreten ist. In der Tat wird man gestehen müssen, daß an sehr vielem Begrüßenswerten, was im öffentlichen (auch im kirchlich-öffentlichen) Leben geschieht, die Eitelkeit, der Konkurrenzkampf, die Intrige und der im Wesentlichen ungebrochene vulgärheidnische Haß ihren Anteil haben.

Man kann an all diesem Übel bessern — und man soll daran bessern! Aber man soll sich vorher klar machen, daß man der Welt nicht entfliehen wird. Denn alle äußere Weltflucht entnimmt heut den Menschen, der leben will und dazu Arbeit leisten muß, nicht dem Zusammenhang mit Sünde und Schuld. Und man kann ihm auch nicht ausweichen, indem man für sich oder für die christliche Gemeinde eine pietistisch begründete Sonderstellung neben der Welt — analog der urchristlichen Haltung — beansprucht. Denn auch wenn es der christlichen Gemeinde gelänge, sich aus allen Wirtschaftszusammenhängen heraus zu lösen, so würden die Christen als Glieder, Nutznießer und Teilhaber von Stadt und Staat verantwortlich für die Welt bleiben. Urchristliche Analogien beweisen nichts, denn das Urchristentum hat seine Welt knapp ertragen, wir haben die unsere mit zu verwalten.

Die Bedingtheit der Welt mit Einschluß der großen Gesamtschuld ist unser Schicksal. Die Voraussetzung aller christlichen Weltbearbeitung ist, daß wir zu dieser Bedingtheit, die also auch eine Bedingtheit jeder Ethik ist, Ja sagen und die Konsequenzen dieses Ja auf uns nehmen.

3. Evangelium und Welt

Das Evangelium mit seiner Unbedingtheit ist es, das uns zu diesem Ja den Mut gibt. Denn das, was ich mit dem Worte „neues Sein" umschrieb, bedeutet ja nicht, daß wir Heilige und Gerechte würden; sondern daß wir, vor die volle Unbedingtheit Gottes gestellt, nun alles Bedingte, unser Leben und diese Welt, anders ansehen und anfassen lernen. Wir, d. h. wir Menschen mit all unserer eigenen Bedingtheit einschließlich der persönlichen Sünde und der Teilnahme an jener großen Gesamtschuld.

Schließlich enthält das Evangelium nicht nur jene Imperative, die das Gericht Gottes über die Welt bedeuten, sondern auch das Gleichnis vom großen Abendmahl und die Sprüche, die Jesu Verkehr mit Zöllnern und Sündern rechtfertigen sollen. Und auch bei diesen Gruppen handelt es sich nicht in erster Linie um individuelle Sünde, sondern um Verstrickung in eine Gesamtschuld. Denn Zöllner und Sünder sind offenbar fest umschriebene Gruppen. Die Zöllner sind ein Stand, die Sünder vermutlich der „Amhaarez" der rabbinischen Schriften; beide Gruppen gelten als religiös deklassiert, weil sie einer Schicht angehören, die durch ihren Beruf gezwungen wird zur Gesetzesverletzung. Wenn Jesus diese Leute als Sünder behandelt, d. h. ihnen Vergebung ihrer Sünde zusichert, so bedeutet das nicht, daß er ihnen individuelle Schuld, um die er kraft seherischer Eigenschaften wüßte, erleichtert, sondern es bedeutet, daß er die Hemmung kennt und beseitigt, die der Verstrickung ihrer Schicht in Sünde entstammt, und daß er ihnen den Weg zu Gott frei macht. Wer am Evangelium gesehen hat, in was für Bedingtheiten er Gott gegenüber stecken bleibt, dem wird in demselben Evangelium auch kund, daß diese Bedingtheiten sich nicht trennend zwischen den Sünder und Gott schieben dürfen.

So können wir gerade aus der neuen Existenz des Christen heraus jenes Ja sagen zur Welt, in dem vollen Bewußtsein, daß wir damit Ja sagen zu der ganzen Bedingtheit unseres Seins einschließlich der Sünde, die mit weltsattem Dasein verbunden ist. Wir könnten aber zwischen jenem Unbedingten und diesem Bedingten nicht leben, wenn wir nicht jenes an dieses mitzuteilen versuchen wollten. Von den Imperativen des Evangeliums getrieben, gehen wir in die Welt hinein, und wir hätten den Ernst des evangelischen Ethos nicht gespürt, wenn er uns nicht zur Gestaltung des Weltlebens drängte. Das Medium zwischen Ethos und Ethik, zwischen Unbedingtem und Bedingtem ist also nicht ein Gesetz, ein Prinzip, eine göttlich-weltliche Institution (wie es die katholische Kirche sein will), sondern der Mensch, der den unbedingten Imperativ des Evangeliums vernommen hat, aber auch weiß, daß er in die Bedingtheiten der Welt verstrickt ist. Er allein kann, aber er muß auch die unbedingten Imperative der Botschaft in zeit-, orts- und personen-bedingte Regeln seines Alltags übersetzen. Diese Entscheidungen aber werden keinen allgemein verbindlichen Charakter tragen, denn sie sind persönlich bedingt; ein Anderer müßte in der gleichen Lage vielleicht anders handeln. Die Pflicht, in jedem Einzelfall eine neue Lösung zu finden, wird uns von keiner Kirche und keiner Moral abgenommen. Das schließt nicht aus, daß sich auch aus solchen Entscheidungen ein moralisches Herkommen bildet. Aber auch das und das erst recht wird nicht unbedingt verbindlich sein; es kann veralten und muß dann ersetzt werden.

Denn das ist die erste Konsequenz, die wir aus der Erkenntnis von der Bedingtheit aller Ethik zu ziehen haben: auch wenn eine ethische Gestaltung gelingt, wird sie immer Welt bleiben und nie Reich Gottes werden. Es handelt sich immer nur um ein Relatives im Hinblick auf die äußere Gestaltung. Aber es handelt sich für den Christen um mehr als äußere Gestaltung. Es handelt sich darum, daß er einen neuen Standpunkt zur Welt gewonnen hat, von dem aus er lebt, d. h. sich in der Welt bewegt und mit der Welt arbeitet. Darin liegt schon, daß er an der Welt arbeiten muß, denn man kann mit diesem Standort vor dem Unbedingten gar nicht leben, ohne sich an der Welt zu versuchen.

Die Frage des Aktivismus, vor der wir damit stehen, ist also grundsätzlich gar keine Frage. Passivismus gibt es im Christentum nur auf zweierlei Art: es gibt ihn als apokalyptischen Glauben, d. h. in der Gewißheit einer so kurzen Weltdauer, daß dem Christen die Verantwortung für diese Welt nicht auferlegt ist; oder es gibt

Passivismus im Rahmen eines Kleine-Leute-Pietismus, der in so engem und abgeschlossenem Kreise lebt, daß er die Welt draußen nicht sieht und außerdem noch die Augen schließt, um die tausendfältigen Verbindungen seines Kreises mit dieser Welt nicht wahrzunehmen. Aktivismus führt nur dann zu jener gefährlichen Vermischung von Gott und Welt, wenn er das Unbedingte nicht im Ethos sieht, sondern in der Ethik, nicht im Standpunkt, sondern in dessen Auswirkung, nicht im Nicht-anders-können, sondern in dem Soundso-machen. Denn nur im Ethos gibt es Eindeutigkeit des Christlichen, in der gestalteten Ethik muß es infolge der verschiedenen Arten von Verweltlichung zu verschiedenen Ergebnissen kommen. Wir müssen das künftige sozialethische Institut der Stockholmer Konferenz heute schon davor schützen, daß man seine Ergebnisse nun als die einzig möglichen christlichen Lösungen der Probleme ansieht. Oder, um an den typischen Fall der Politik zu erinnern: es ist durchaus richtig, daß Jemand sagt: ich kann als Christ nichts Anderes als Deutsch-Nationaler, Demokrat, Sozialist usw. sein. Es ist selbstverständlich, daß es so steht bei einem, der mit seiner ganzen Existenz Christ ist; denn wenn er seiner Partei nur „rein" als Politiker angehörte, so wäre er dem gottlosesten Spezialistentum verfallen und sein Christentum beherrschte nur eine Provinz, statt die ganze Breite seines Daseins. Aber ein Pseudoaktivismus ist es, der statt „ich" sagt: „man" — kann als Christ nur Deutsch-Nationaler usw. sein. Und daß der angelsächsische Aktivismus oft in dieser Richtung geirrt hat, daß er seine christliche Ordnung für die einzig mögliche hielt, das hat uns vorsichtig ihm gegenüber gemacht. Aber sehr viele gerade unter den deutschen Christen, die von ihm deswegen grundsätzlich abrücken, huldigen in ihrer eigenen politischen Stellung jenem Pseudoaktivismus.

Wenn es also in der christlichen Ethik darauf ankommt, Normen auszubilden, deren begrenzte Dauer von vornherein zugestanden wird, so muß diese Bedingtheit der Normen auch wirklich eine Bedingtheit aus der gegenwärtigen Zeit, nicht aus irgendeiner Vorvergangenheit sein. Hier zeigt sich nun die Spannung zwischen dem kirchlichen Leben und der Welt aufs krasseste. Kirchliche Verkündigung und kirchliche Ethik setzen für die Masse der Bevölkerung immer noch den kleinbürgerlichen und kleinbäuerlichen Lebensstil voraus. Sie tun es mit einem gewissen geschichtlichen Recht, denn das, was von diesem Lebensstil noch unter uns übrig ist, darf als Rest der alten kirchlich-bürgerlichen Ethik des 17. Jahrhunderts angesehen werden. Als Durchschnitt der Bildung wird aber von der kirchlichen Verkündigung immer noch der deutsche Idealismus betrachtet — auch das mit theologiegeschichtlichem Recht. Inzwischen hat aber die Aufklärung des 18. Jahrhunderts jenen alten Lebensstil und die Mechanisierung des 19. Jahrhunderts diesen Idealismus wenn nicht vernichtet, so doch in ihrem Geltungsbereich ganz wesentlich zurückgedrängt. Vor allem aber hat die wirtschaftliche und die politische Entwicklung des letzten Menschenalters auch die Formen zerstört, in denen sich das Leben früher vollzog und von denen immer wieder ethische Antriebe ausgingen.

Ich kann diese ungeheuren Veränderungen hier nur stichwortartig andeuten. Das gemeinschaftliche Leben der Familie mit gemeinsamem Sonntag, gemeinsamem Kirchgang, gemeinsamem Ausflug ist in der Großstadt längst dahin. Vielfach sind infolge der Verschiedenheit der Arbeitszeit nicht einmal gemeinschaftliche Mahlzeiten möglich. Der Aufbau der Gesellschaft ist, soweit er auf der Differenzierung des Lebensganges der beiden Geschlechter beruhte, von Grund auf geändert; die Kreise, innerhalb deren Mann und Frau wirken, decken sich weithin. Für ungezählte Menschen, die Alle eigentlich, die sich sozial heben wollen, hat sich die Wertung der Arbeit völlig verschoben: ungeheurer Andrang, ungeahnte Aufstiegsmöglichkeiten, verschärfte Konkurrenz, infolgedessen Beschleunigung des Tempos, Betonung der Leistung, Steigerung der Wirkung, Benutzung der Reklame. Aus der Obrigkeit, der man gehorcht, ist der Staat geworden, an dem man selber mit baut; aus der Gesellschaft, in die man sich eingliedert, ohne aufzufallen, die Öffentlichkeit, in der man auffallen muß, um weiterzukommen. Während einst für die meisten Deutschen die Verbundenheit mit Heimatstadt oder -dorf, mit Landschaft und Volksstamm starke Gefühlswerte enthielt, die das sittliche Handeln beeinflußten, wachsen heute Tausende von Beamtenkindern oder Kindern aus anderen freizügigen Berufen ohne solche Verbundenheit auf. Weithin sind also die alten Bindungen zerstört und entweder gar nicht oder durch Erscheinungen ersetzt, die vorläufig keine ethischen Antriebe gewähren. Es ist ganz und gar nicht im Sinne des Evangeliums, alle diese alten Bindungen, wenn sie zerstört sind, wieder aufzubauen, nur weil sie einmal die von der Kirche geschützten Bindungen waren.

Sie zu ersetzen, müssen neue Formen gefunden werden. Das ist kein Werk von einigen Jahren; eine ganze Generation wird daran bauen müssen, wieder sittliche Selbstverständlichkeit und vollends sittliche Tradition zu schaffen. Der Weg zu diesem Ziel wird, ganz gleich ob Christen ihn gehen oder andere Leute, über diese Etappen führen: Klärung der Probleme in literarischer oder sonst öffentlicher Diskussion, Konkretisierung der Diskussionsergebnisse in Agitation, Organisation und Institution (Werbeschriften, Gesetzesvorschläge, Versammlungen, Vereine, Bünde, wissenschaftliche Arbeit in sozialwissenschaftlichen Instituten, wie dem geplanten christlichen, Probeversuche im praktischen Leben); und endlich Überführung des bisher nur Angestrebten ins Statutarische durch Gesetz oder Sitte, Massenlosung, Konvention. Diese Entwicklung hat sich auf Teilgebieten der öffentlichen Sittlichkeit heute auch in Deutschland schon deutlich abgezeichnet (Sonntagsruhe, Schankstättengesetz), und es ist nicht zweifelhaft, daß dies als der normale Gang der Dinge zu gelten hat.

Angesichts dieser Lage steht das Christentum vor der Frage, ob es eine christliche Sonderentwicklung anbahnen will, also — auch ohne daß die gesamte Öffentlichkeit christlich geworden ist — doch die gesamte Ethik verchristlichen will, oder ob es mit Nichtchristen zusammen, nur aus einer anders bestimmten Existenz heraus, die Weltgestaltung anstreben will. Die Erkenntnis von der Bedingtheit aller Ethik, auch der christlichen, zwingt uns zu der Antwort, daß es sich nur um das Zweite, um das Zusammengehen von Christen und Nichtchristen, handeln kann, wenigstens für den Protestanten, dem seine Normen nicht von einer heiligen Weltkirche gesetzt sind. Denn im praktischen Handeln werden die Christen sich voneinander unterscheiden, je nach der Bedingtheit ihrer Existenz, und werden sich mit Nichtchristen verstehen können, wenn diese von ihrer Existenz aus zu dem gleichen Verhalten gelangen. Wie es eine Solidarität im Ethos gibt trotz verschiedenartiger praktischer Auswirkung, so gibt es auch eine Solidarität des Handelns trotz großer Differenzen in den Motiven. Immer wieder erleben wir das in der politischen Betätigung namentlich der deutschen Protestanten. Wenn aber der Katholizismus politisch geschlossener ist, so ist daran nicht seine Stärke zu sehen und der Verfall des Protestantismus, sondern die gebundenere Art der Weltbearbeitung, die durchaus auf die Kirche hinstrebt, bei den Katholiken, und die unbefangenere Weltlichkeit, die keine politische Grundstellung vorschreibt, bei den Protestanten. Wer wollte leugnen, daß heut die offiziellen und nichtoffiziellen Sprecher des Christentums — und diesmal beider Konfessionen — so wesentliche Probleme wie Alkoholfrage, Kapitalismus, Pazifismus ganz verschieden beurteilen! Aber auch hier

ist nicht die Tatsache vom Übel, sondern das Nichtwissen von ihrer Ursache. Was die Christen eint, ist die Gebundenheit ihrer Existenz an das Unbedingte, ihre Stellung vor Gott, der Antrieb, den sie von daher zur Weltgestaltung empfangen, nicht aber diese selbst. Natürlich wird sich christliches Handeln oft von nichtchristlich bedingtem unterscheiden; aber der wesentliche Unterschied besteht nicht darin, sondern in dem Sein, aus dem das Handeln kommt. Und daß die Antriebe vom Evangelium her stärker sind als andere, daß der Glaube in der Tat Berge versetzt, um die Andere herumgehen oder die sie mühsam ersteigen müssen — das ist der wahre Erweis der Christlichkeit.

Was kann in dieser Lage die christliche Ethik tun, zumal wenn die Sozialethik im Vordergrunde steht? Sie kann nicht die Entschlüsse vorschreiben, die der Christ zu fassen hat. Aber sie kann die Probleme aufzeigen, um die es sich handelt, also die Bedingtheit der Welt an diesem Punkt charakterisieren. Sie hat weiter die Spannung aufzuweisen, in der das im Evangelium bezeugte Unbedingte zu dieser Problematik der Welt und ihrer Eigengesetzlichkeit steht. Und sie wird dann aus dieser Spannung Intentionen, gelegentlich auch Einrichtungen (nur nicht einfach parallele christliche Einrichtungen neben profanen) schaffen, aus deren Diskussion mit Christen und Nichtchristen schließlich gemeinsame Normen des Verhaltens, Massenlosungen, Sozialgebote hervorgehen können.

Nicht um den Umfang dieser Arbeit abzuschreiten, sondern nur um ihre Notwendigkeit darzutun, führe ich noch einige Probleme an, bei denen die Spannung zur Welt des Evangeliums gewaltig, bei denen aber auch die kritische Situation der Zeit unverkennbar ist. Es handelt sich um Sexualität, Beruf, Besitz, Politik.

Die Sexualethik ist vielleicht das vom protestantischen Christentum am schlimmsten vernachlässigte ethische Gebiet. Denn hier wird die Trennung in Individual- und Sozialethik völlig sinnlos; hier wird aber auch eine bloße patriarchalische Behütungsmoral sinnlos. Wer die Dämonie des Sexuellen durch Normen bändigen will, muß von der Eigenwertigkeit des Erotischen ausgehen. Und er muß weiter als Voraussetzung nehmen die Veränderung im Verhältnis der Geschlechter, die entstanden ist durch Frauenbewegung, Jugendbewegung und durch die Verflechtung des privaten Daseins ins öffentliche. Es gibt kaum ein Gebiet, auf dem unbefangene Weltlichkeit so sehr die Voraussetzung jeder ernsthaften Disziplinierung wäre wie auf diesem.

Daß sich das Verhältnis des Menschen zum Beruf völlig verschiebt, liegt beim Arbeiter klar zu Tage. In einem nach dem Fordschen System gestalteten oder sonst irgendwie rationalisierten Betrieb besteht keine Möglichkeit, die Berufsarbeit unmittelbar mit dem Unbedingten zu verbinden, wie es die protestantische Berufsethik voraussetzt, die nur an Bauern, Handwerker und kleine Kaufleute denkt. Auch für ein beamtetes Dasein, wenigstens sofern es in geregelten Dienststunden abläuft, mag diese Ethik noch eine gewisse Geltung besitzen. Man muß aber daran erinnern, daß heute das Dasein in sehr vielen geistigen, besonders in den freien Berufen, ganz anders verläuft: ich denke an Ärzte, Rechtsanwälte, Großstadtpfarrer, Industrielle, Politiker, Journalisten usw., kurz an alle, die ihren Beruf mit einer weit über das Pflichtbewußtsein hinausgehenden Interessiertheit betreiben müssen, mag das nun wirkliche Neigung, Leidenschaft, eine Art Sportgesinnung oder auch nur Ehrgeiz sein: hier verläuft das Leben in ständiger Überarbeitung, da die Arbeit auch die sogenannten Mußestunden anfüllt, Vierzehn- bis Sechzehnstundentage, ohne Sonntag, ohne Feierabend; Alles, auch gesellschaftliche Repräsentation, steht im Zeichen der Arbeit; ein- oder zweimal im Jahr gibt es eine mit Mühe freigemachte Zeit, die dann zunächst der Reparation des Arbeitsinstruments, d. h. der körperlichen Erholung, dient. Daß diese Lebensform mit ihrem völlig ungeregelten Tageslauf ganz neue Voraussetzungen ethischer Entscheidungen braucht, ist offenbar; die daraus sich ergebende Verpflichtung für jede Ethik, die heute gehört werden will, ist um so ernster, da die meisten staatlichen und wirtschaftlichen, auch eine Anzahl der geistigen Führer unseres Volkes bereits auf diese Art zu leben genötigt sind.

Die Ursachen dieser Änderung des Arbeitsstiles liegen zum großen Teil in der Umgestaltung der Wirtschaft, in der wir stehen. Sie bedingt nicht nur eine andere Ethik der Arbeit, sondern auch eine neue Ethik des Besitzes. Denn die modernen Vertrustungen ebenso wie die moderne Art des Besitzwechsels in Form von telegraphisch vollzogenen Transaktionen haben sowohl die Arbeit im Dienst des Kapitalismus wie diesen selbst entpersönlicht. Millionen von Arbeitern und Angestellten wissen nicht, wem der Gewinn aus ihrer Arbeit zufließt. Und während Reichtum früher unumschränkte Verfügung über einen großen Besitz bedeutete, heißt Sehr reich sein heute schon hochbezahlter, tantiemeberechtigter Beamter an einem Riesenbesitz sein, über den zu verfügen nur eine Korporation das Recht hat. Es ist ohne Weiteres deutlich, daß jede patriarchalische Wirtschaftsethik in diesen Verhältnissen nur noch als Kuriosität betrachtet wird — und mit Recht!

Endlich die Politik! Keine Frage der Sozialethik beschäftigt heute und in Deutschland alle Schichten in solchem Maß. Es ist bekannt, wie stark, wie anspruchsvoll und berechtigt anspruchsvoll hier die Bedingtheiten sind. Weniger bekannt und unter deutschen evangelischen Christen weniger geübt ist die Betonung der christlichen Solidarität im Ethos, also im Ausgangspunkt, auch bei entgegengesetztem politischem Verhalten. Allem Anschein nach ist die Eigengesetzlichkeit des Parteilebens so groß, daß die Christen dieses Ausgangspunktes völlig vergessen und ganz der „reinen" Parteidialektik verfallen. Das ist schon dann gefährlich für das Ansehen des christlichen Ethos, wenn Christen in den verschiedensten Parteien so handeln. Es ist besonders schlimm, wenn Kirchenleitungen den Anschein erwecken, als sei es selbstverständliche Christenpflicht, sich im Sinne einer einzigen Richtung, d. h. im Sinn der alten Gewalten, zu betätigen. In der — nur im historischen Sinn wahren und auch da nur halbwahren — Bezeichnung des alten Staates und der kapitalistischen Gesellschaft als christlicher Größen liegt eine ungeheure Diskreditierung der Christlichkeit. Aber wer hier Buße predigen will, muß selbst auf dem politischen Boden dieser Kirchenleitungen stehen. Andere Leute werden von dem Verdacht getroffen, daß auch sie nur politische Ziele im Auge haben. So tief ist jene christliche Solidarität schon zersetzt; wir müssen auf dem Gebiet der politischen Ethik, scheint es, ganz von vorn anfangen.

Wenn ich mit all diesen Gedanken und Bedenken einer neuen Weltgestaltung das Wort geredet habe, an der die Christen aus ihrer im Unbedingten begründeten Stellung heraus mitzuwirken haben, so ist die Voraussetzung dafür allerdings das Bewußtsein, daß wir in einer Zeit der Entscheidungen leben. Der Stil und das Tempo des Lebens, die Art der Lebens- und Berufsbeziehungen haben sich gewandelt; das Bedingte, das heute das Werden unserer Ethik beeinflussen muß, sieht anders aus als vor 20 Jahren. Es ist die Frage, ob das Christentum an diesem Werdenden mitwirken will, oder ob seine Ethik nur Seiendes und auch schon nicht mehr Daseiendes betreuen will. Es ist mir keine Frage, daß das Christentum, wenn es wirklich seine Kräfte mobilisiert, führend mitwirken wird. Aber dabei geht es um den Erweis des Geistes und der Kraft, und von dem wollen wir nicht reden, solange das Handeln noch vor uns liegt.

Heidelberg Martin Dibelius

Rudolf Eucken †

Leben und Lebenswerk Rudolf Euckens sind abgeschlossen, der Tod hat dem Gelehrten die Feder aus der Hand genommen und dem Propheten den Mund geschlossen. Da ist es eine Pflicht menschlicher Dankbarkeit, sich das Schaffen dessen, der weit über die deutschen Grenzen hinaus anregend und aufrüttelnd gewirkt hat, in einem einheitlichen Bild zu vergegenwärtigen. Leben und Lebenswerk Rudolf Euckens sind aber noch in einem andern Sinne abgeschlossen: Eucken ist mehr und mehr historisch geworden, die jüngere Generation ist andere Wege gegangen als er: der Idealismus wird für überwunden erklärt. Da ist es Pflicht ernster Selbstkritik, die Gedankenwelt des großen Idealisten Eucken zu lebendiger Anschauung zu bringen, um an ihr das Recht und die Größe des eigenen Wollens zu messen. Vielleicht zeigt sich dann, daß das Neue mehr in dem Alten wurzelt, als es auf den ersten Blick scheint und dem Neuen selbst bewußt ist.

Rudolf Eucken gründet mit seinem ganzen Denken und Fühlen in der klassischen Philosophie vor hundert Jahren. So finden sich in seinen Büchern immer wieder die großen Motive angeschlagen, die er selbst bei den Führern des deutschen Idealismus so anschaulich herausgearbeitet hat: „Für Fichte wird das Denken eine Tathandlung moralischer Art, welche die Welt höchsten Zwecken der Vernunft unterwirft, für Schelling wird es ein künstlerisches Bilden, das die Wirklichkeit drinnen und draußen in ein lebensvolles Kunstwerk verwandelt, bei Hegel entwickelt es sich zu einem logisch-dialektischen Prozeß, der alle Arbeit der Weltgeschichte an sich zieht und im Denken des Denkens den letzten Abschluß erreicht." Mit den großen Vertretern der klassischen deutschen Philosophie ist Eucken einig in der Behauptung, daß der letzte Grund des Lebens nicht Natur, sondern Geist ist, und daß der letzte Sinn des Lebens nicht in der Hingabe an die Natur, sondern in der Erhebung zum Geist besteht. Es ist Geist vom Geiste Fichtes, wenn Eucken vom Tatcharakter des Geisteslebens spricht, davon daß der Geist nicht logischer Prozeß, sondern sittliche Lebensbewegung ist. Anregungen Schellings klingen in Eucken nach, wenn er vom Arbeitscharakter des Geistes redet, d. h. von dem Streben des Geistes, alles Leben zu durchformen, um in Persönlichkeitsbildung und Geisteskultur geschlossene Gestalten erstehen zu lassen, klassische Persönlichkeiten wie die großen Religionsstifter und klassische Werke wie Kants Vernunftkritik oder Beethovens neunte Symphonie zu schaffen. Hegel aber wirkt aufs stärkste in Eucken nach, wenn er im geschichtlichen Leben der Menschheit den Durchbruch und Aufstieg des Geistes zu immer größerer Vollendung schaut.

Bei aller Verwandtschaft mit der idealistischen Philosophie vor hundert Jahren suchte Eucken einen eigenen Charakter seiner Weltanschauung herauszuarbeiten. Er hat immer wieder betont, daß wir nicht einfach Gedankengänge und Lebensbewegungen vergangener Zeiten sklavisch übernehmen dürfen, sondern daß es notwendig ist, in neuer Zeit neue Wege zu wandeln. So stellte er dem klassischen Idealismus seinen modernen Realidealismus gegenüber, der stärker als jener von kühnem Vernunftglauben erfüllte Idealismus den Realitäten des wirklichen Lebens Rechnung tragen sollte. Deshalb zergliederte Eucken nicht nur die Struktur des menschlichen Bewußtseins, worin der alte Idealismus Meister war, sondern suchte auch der objektiven Welt, auf die sich das menschliche Bewußtsein richtet und die in das menschliche Bewußtsein eingeht, gerecht zu werden. Erst in der „Volltat", d. h. in der ständigen Wechselbeziehung von Subjekt und Objekt erschließt sich die ganze Fülle des Geistes. Diese Wendung zur objektiven Welt machte Eucken pessimistischer, als der alte Idealismus gewesen war, er wußte viel stärker als jener von den Hemmungen und Widerständen, mit denen das Geistesleben zu ringen hat, zu reden. Die ungeheure Antinomik und Problematik des Lebens, die aus der Grundspannung von Natur und Geist folgt, wurde ihm immer wieder zum Gegenstand des Nachdenkens und der Auseinandersetzung.

Von diesem realidealistischen Standort aus nahm Eucken Stellung zu den großen Problemen, die seine Zeit bewegten und die uns allen zu schaffen machten: Geschichte, Religion und Lebensgestaltung. Eucken selbst wurzelte mit seinem ganzen Denken und Schaffen in der Geschichte, darin ganz ein Sohn des 19. Jahrhunderts. Anschaulich hat er gezeigt, welchen ungeheuren Fortschritt im geistigen Leben die Wendung von der geschichtslosen Aufklärung zur Geschichte für das geistige Leben bedeutete. Durch die Geschichte gewannen wir eine große Lebensnähe: Welt und Leben erscheinen uns farbiger und inhaltvoller. Erst die Geschichte ermöglichte es uns, von allen Einzelerscheinungen zum Wesen durchzudringen; es sei hier besonders daran erinnert, wie viel tiefer unser Verständnis für Religion und Christentum durch die Geschichte geworden ist. Die Geschichte ermöglichte uns auch das Eindringen in fremde Eigenart und in fremdes Wesen und schuf so neue Möglichkeiten der Einfühlung und des Verstehens, durch das wir dem Fremden gegenüber gerechter und im Eigenen reicher wurden. Eucken war aber keineswegs blind für die Gefahren, die von der Geschichte her drohen, wenn sie zum Historismus führt. Dieser macht die Wahrheit zum Kinde der Zeit, da er kein Ewiges und Beharrendes kennt, sondern das jeweilig Wirkliche für Wahrheit nimmt, die im Strom der Entwicklung von anderer Wahrheit abgelöst wird. Der Historismus nimmt dem Menschen seine persönliche Eigenart und Selbständigkeit, weil er durch die Fülle der vorüberziehenden Gestalten die Ausbildung persönlicher Eigenart und die kritische Stellungnahme zu den geschichtlichen Tatsachen erschwert oder unmöglich macht. Darum hat Eucken bei aller Hochachtung vor der Geschichte doch immer wieder betont, daß sie „an zweiter Stelle" stehen müsse und daß der Mensch von dem grundlegenden Standpunkt des Geisteslebens aus an ihr Kritik üben müsse. So war ihm die Geschichte die Durchbruchsstelle einer ewigen Welt, und nur das, was in ihr Ewigkeitsgehalt trägt, hatte ihm bleibenden Wert. Ein Beispiel für solches Herausschöpfen des Ewigen aus dem Zeitlichen, des Absoluten aus dem Relativen bietet sein Buch: „Die Lebensanschauungen der großen Denker."

Mit der Wendung zum Absoluten vollzog Eucken die Wendung zur Religion. Vielleicht allzu schnell, ohne vorher sorgfältig zwischen Metaphysik und Religion zu unterscheiden, wandte sich Eucken der Religionsphilosophie zu. Mit dem Satz: „Das Geistesleben erreicht den Gedanken der Gottheit" wurde die Metaphysik zur Religionsphilosophie. Überall dort, wo im Kulturleben geistiger Gehalt durchbrach, sah Eucken das Walten der Gottheit. Die Durchsetzung des Geistes im Reich der Natur, seine Wirksamkeit im Aufbau edler Geisteskultur schuf nach ihm ein Reich „universaler Religion". Vom Standpunkt moderner Religionsphilosophie und weniger optimistischer Kulturbewertung wird man hier besser nur von einem religös gestimmten Idealismus reden. Aber auch Eucken wußte, daß die „universale Religion" auf die Dauer keinen Bestand haben kann, wenn sie nicht gestützt und getragen wird durch eine enge Bindung an die Geschichte. Erst in der „charakteristischen" Religion, wie sie in den großen Religionsstiftern in Erscheinung tritt, sah er die Vollendung und den Abschluß der Religion. Und zumal im Christentum mit seiner Botschaft einer neuen Welt in der Reichs-Gottes-Idee und seinem tiefen Verständnis für die Macht des Bösen im Erlösungsgedanken und der in Jesus offenbar gewordenen Innerlichkeit des Lebens glaubte er

den Standort gefunden zu haben, wo wir „der Wahrheit am nächsten" sind.

Für diese Wahrheit ist er dann im Weltanschauungskampf der Gegenwart mit dem ganzen Rüstzeug des idealistischen Geistes eingetreten, indem er die innere Unmöglichkeit und Brüchigkeit der religionsfeindlichen Weltanschauungen und damit auch der von ihnen vertretenen Religionsfeindschaft dartat. Was Eucken in seiner Kritik des Materialismus und Rationalismus, des Pessimismus und Optimismus, des Individualismus und Sozialismus und verwandter Strömungen geleistet hat, das macht ihn zu einem führenden christlichen Apologeten, dessen Hauptwerk „Der Wahrheitsgehalt der Religion" auf viele Zeitgenossen durch die Abwendung vom Positivismus und Historismus befreiend gewirkt hat.

Die idealistische Grundüberzeugung trieb Eucken nicht nur auf die höchsten Höhen der Spekulation und in die letzten Tiefen der Religion, sie drängte ihn immer wieder, zu den praktischen Fragen der Lebensgestaltung Stellung zu nehmen. So verlangte er von der Moral, daß sie sich nicht gründe auf religiöse Tradition oder reine Vernunft, daß sie nicht als letztes Ziel habe die Entwicklung persönlicher Eigenart und die Förderung des Wohles der Gesellschaft, sondern daß sie ihre Impulse bekomme aus der Bewegung des Geisteslebens und dadurch eine neue Ordnung der Dinge, eine völlige Umgestaltung des Lebens herbeiführe. So verlangte er auch von der Philosophie, daß sie unter Abwendung vom Intellektualismus überall die letzten Tiefen des Lebens aufdecke und den Entwurf einer Weltanschauung erstrebe, die ihre Grundlegung und ihre Ziele vom Geistesleben bekomme. Von Kunst und Literatur erwartete er, daß sie einer Zersplitterung und Verflachung des Lebens entgegenwirken sollten, um „ihm inmitten aller Gegensätze irgendwelche Einheit, inmitten aller Leidenschaft des Kampfes irgendwelches Ruhen in sich selbst zu gewähren". Im politischen Leben bejahte er entschlossen die moderne Wendung zum Staat und zur Nation und stand nach dem Kriege und der Staatsumwälzung auf der politischen Rechten, aber er betonte immer wieder, daß Staat und Nation geistige Aufgaben und Ziele haben, und schärfte nachdrücklich ein, daß es sich hier nicht um naturhafte Gaben, sondern um ideale Aufgaben handelt, die erst durch Streben und Kämpfe zu verwirklichen sind. So lesen wir bei ihm die beherzigenswerten Worte: „Ein solcher Nationalcharakter fordert gewisse Naturanlagen; sie gleichen Adern im Marmor, die der Arbeit des Künstlers eine gewisse Richtung vorschreiben. Aber diese Anlagen sind erst herauszubilden und unter durchgängiger Erhöhung ihres Bestandes zu einem geistigen Ganzen zu verbinden; das aber kann nicht anders geschehen als durch eigne Arbeit, die durch gemeinsame Erlebnisse und Erfahrungen hindurch ihr Ziel verfolgt; insofern ist der Nationalcharakter nicht eine Gabe der Natur, sondern eine Aufgabe, die sich für jedes Volk nach Art und Lage eigentümlich darstellt. Immer ist dabei eine Einheit des eignen Wesens erst zu erklimmen."

Ein Philosoph, der mit so hoher spekulativer Begabung die Probleme seiner Zeit durchdacht hat, konnte nicht ohne Einfluß auf das geistige Schaffen seiner Zeitgenossen bleiben. Er hat keine Schule im eigentlichen Sinn gegründet und hinterlassen, aber er hat mit seinen Anregungen das philosophische Denken seiner Zeit reich befruchtet und ihm Anregungen gegeben, durch die er es in die Bahnen wies, die über ihn selber hinausführten. Der Schreiber dieser Zeilen ist in den letzten zehn Jahren sehr stark über die Euckensche Philosophie, von der er einst ausging, hinausgewachsen, aber er fühlt sich noch heute gerade in dem, was ihn philosophisch von Eucken trennt, vielleicht am stärksten von ihm angeregt. Man kann wohl sagen, daß die entscheidende Bedeutung des Euckenschen Idealismus im Durchbruch zum Objekt besteht, durch den er über sich selber hinauswies. Ohne selbst besonders erkenntnistheoretisch gerichtet zu sein, hat der Idealist Eucken einer realistischen Erkenntnistheorie die Bahn gebrochen: die moderne Phänomenologie steht auf seinen Schultern. Max Scheler ist einst auch von Eucken ausgegangen. Die Versuche, Eucken in eine verhältnismäßig große Nähe zu Kant zu rücken, hat er selber abgelehnt: „Bedenklich ist mir nur die Nähe des großen Kant." Es richtete sich dieses Bedenken gegen den Kantschen Formalismus, den auf ethischem Gebiet Philosophen wie Max Scheler und Nikolai Hartmann, auf religionsphilosophischem Gebiet Theologen wie Otto und Wobbermin überwanden. Euckens Eintreten für das Recht und für die Wahrheit der Religion aber war von der größten Bedeutung in einer Zeit, die der Religion großenteils nur psychologische und historische Bedeutung zuerkannte, es war von um so größerer Bedeutung, als hier nicht der Theologe, sondern der Philosoph für die Religion seine Stimme erhob.

Mit der Wendung zum Objekt hängt weiter aufs stärkste die Wendung zum praktischen Leben zusammen. Man mag mit einem gewissen Recht einwenden, daß Euckens praktische Anregungen von des Gedankens Blässe angekränkelt blieben und zu wenig konkrete Gestalt gewannen. Man mag einwenden, daß sein hoher Idealismus zu wenig Wirklichkeitssinn bewies, um den schweren Verwicklungen der Gegenwart erfolgreich zu begegnen. Es war doch von der größten Bedeutung, daß Eucken wie einst Fichte die Philosophie vom Katheder ins Leben führte, damit sie nicht bloß Gedankensystem, sondern Lebensgestaltung würde.

So ist Eucken aus einem Denker und einem Gelehrten mehr und mehr ein Erzieher und Prophet geworden. Er ist damit, wie das Vorbild Platos beweist, nur dem Wesen echter Philosophie treu geblieben, in der der Drang zum Gestalten liegt. Das mag dem philosophischen Ideal eines wissenschaftlich eingestellten Jahrhunderts widersprechen, unsere über Intellektualismus und Historismus hinauswachsende Zeit wird dafür mehr Verständnis haben. Ein großer Philosoph hat einst gesagt, es gäbe viele Professoren der Philosophie, aber nur wenige Philosophen; Eucken ist beides gewesen.

Düsseldorf Kurt Kesseler

Zum Totensonntag

Unsre Friedhöfe sind immer schöner geworden. Es gibt Friedhöfe, die sind das Entzückendste, was man sich denken kann. Denkmäler, Blumen, Bäume, Ruheplätze: die Seele kann nirgends besser ausruhen.

Wir sind den Tod viel gewohnter geworden. Macht es der Krieg mit seinen unzähligen Opfern? War es nicht schon vorher so? Gewiß, Todesscheu ist noch da, aber sie ist anders als einst. Sie bestimmt nicht mehr so das Innerste unsers Lebens.

Aber der Schmerz des Abschieds, das Weh der Trennung bleibt. Übertäubt ihn der Alltag mit seinen Ansprüchen, auf einmal bricht er wieder auf. Wie sagte Luther zu seiner Hausfrau, als ihnen ihr Magdalenchen starb? „Liebe Käthe, bedenke doch, wo sie hinkömmt! Sie kömmt ja wohl." Und fährt fort: „Aber Fleisch und Blut fleischert und blutet, tut, wie seine Art ist." Das ist nun auch recht so, soll so sein. Daß es nur dann auch bei uns weiter heiße: „Der Geist lebt und ist willig." Und wiederum: „Ich bin ja fröhlich im Geist, aber nach dem Fleisch bin ich sehr traurig; das Fleisch will nicht heran. Das Scheiden vexieret einen über die Maßen sehr. Wunderding ist's: wissen, daß sie gewiß im Frieden und ihr wohl ist, und doch noch traurig sein."

Fröhlich, und doch traurig.
Traurig, und doch fröhlich. R

Moses Tod

Aus altjüdischem Schrifttum übersetzt

Als Mose sah, daß über ihn der Urteilsspruch beschlossen war, zog er einen kleinen Kreis und stand in seiner Mitte und sprach: „Herr der Welt! ich weiche nicht von hier, bis du diesen Spruch aufhebst." Zur selben Stunde zog er einen Sack an und kleidete sich in einen Sack und bestreute sich mit Asche und stand in Gebet und Flehen vor dem Heiligen (gelobt sei er), bis daß sich erschütterten Himmel und Erde und die Grundfesten, und sprachen: „Vielleicht trägt der Heilige (gelobt sei er), Verlangen, seine Welt zu erneuern?" — Da ging eine Stimme aus und sprach: „Noch nicht trägt der Heilige (gelobt sei er), Verlangen, seine Welt zu erneuern, sondern: in seiner Hand ist die Seele alles Lebens."

Was tat der Heilige (gelobt sei er) zur selben Stunde? Er ließ ausrufen von Tor zu Tor, von Himmel zu Himmel, daß sie nicht empfingen das Gebet Moses und es nicht heraufbrächten vor ihn, darum weil über ihn der Urteilsspruch beschlossen war. Als die Stimme des Gebets laut wurde gegen die Höhe, rief der Heilige (gelobt sei er), und sprach zu den Engeln des Dienstes: „Fahret hinab mit Schrecken und verschließet alle Tore von Himmel zu Himmel, denn das Gebet Moses gleicht einem Schwert, das zerreißt und zerschneidet, und ist kein Hemmnis."

Zur selben Stunde sprach Mose vor dem Heiligen (gelobt sei er): „Herr der Welt! es ist offenbar und bekannt vor dir all meine Arbeit und Mühe, damit ich mich gemüht habe um Israel, bis sie an deinen Namen glaubten, mit wieviel Mühe ich mich um sie gemüht habe, bis ich ihnen Gesetz und Gebot festgesetzt hatte. Ich dachte: So wie ich ihre Bedrängnis sehe, so werde ich auch ihr Glück sehen — und nun, wo das Glück Israels herankommt, sagst du zu mir: Du sollst nicht diesen Jordan überschreiten! Siehe, du machst dein Gebot zunichte; denn es steht geschrieben: Am selben Tag sollst du ihm seinen Lohn geben. Ist dies der Lohn für den Dienst der vierzig Jahre, die ich mich gemüht habe, bis daß sie ein heiliges und treues Volk wurden?"

Sprach der Heilige (gelobt sei er): „Beschlossen ist es bei mir."

Sprach Mose vor ihm: „Herr der Welt! soll ich nicht lebend hineinkommen, so laß mich tot hineinkommen, so wie die Gebeine Josephs hinkommen."

Sprach zu ihm der Heilige (gelobt sei er): „Mose, als Joseph nach Ägypten kam, verleugnete er sich nicht, sondern sagte, er sei Hebräer. Du aber, da du nach Midian kamst, hast dich verleugnet."

Sprach Mose vor ihm: „Herr der Welt! wenn du mich nicht hineinlässest ins Land Israel, so laß mich wie die Tiere des Feldes, sie fressen Gras und trinken Wasser und sehen die Welt, — so sei meine Seele wie eines von ihnen."

Sprach zu ihm der Heilige (gelobt sei er): „Genug!"

Sprach er vor ihm: „Wenn nicht, — so laß mich in dieser Welt wie dies Gevögel, denn es fliegt nach allen vier Winden der Welt und sammelt seine Speise jeden Tag, und zur Zeit des Abends kehrt es zurück zu seinem Nest, — so sei meine Seele wie eines von ihnen."

Sprach zu ihm der Heilige (gelobt sei er): „Genug!"

Als Mose sah, daß man nicht auf ihn achtete, ging er zu Himmel und Erde und sprach zu ihnen: „Suchet über mich Erbarmen!" — Sprachen sie zu ihm: „Eh' wir Erbarmen suchen über dich, suchen wir Erbarmen über uns, denn es ist gesagt: Der Himmel wird wie ein Rauch zerstieben, und die Erde wird wie ein Kleid zerschleißen."

Ging Mose zu Sonne und Mond und sprach zu ihnen: „Suchet Erbarmen über mich!" — Sprachen sie zu ihm: „Eh' wir Erbarmen suchen über dich, suchen wir Erbarmen über uns, denn es ist gesagt: Es wird sich schämen die Sonne und zu Schanden werden der Mond."

Ging Mose zu den Bergen und Hügeln und sprach zu ihnen: „Suchet Erbarmen über mich!" — Sprachen sie zu ihm: „Eh' wir Erbarmen suchen über dich, suchen wir Erbarmen über uns, denn es ist gesagt: Die Berge werden weichen und die Hügel wanken."

Ging Mose zu dem Meer und sprach zu ihm: „Suche du Erbarmen über mich!" — Sprach zu ihm das Meer: „Sohn Amrams! was ist dieser Tag unter den Tagen? Bist du nicht der Sohn Amrams, der du zu mir kamst mit deinem Stab und schlugest mich und teiltest mich in zwölf Pfade, und ich konnte nicht bestehn vor dir wegen der göttlichen Gegenwart, die zu deiner Rechten ging, — und nun, was fällt dir ein?" Als ihn das Meer erinnerte an das, was er getan hatte in seiner Jugend, — schrie Mose und sprach: „Wer macht mich wieder wie in den Monaten der Vorzeit! Zur Stunde da ich gegen dich stand, war ich ein König in der Welt — und nun flehe ich, und Niemand achtet mein."

Da ging er zum Obersten der Engel und sprach zu ihm: „Suche du über mich Erbarmen, daß ich nicht sterbe!" — Sprach er zu ihm: „Mose, mein Meister! wozu diese Mühsal? So habe ich es gehört hinter dem Vorhang, daß dein Gebet nicht gehört werde in dieser Sache." — Da legte Mose seine Hände auf sein Haupt und schrie und weinte und sprach: „Zu wem soll ich gehn, Erbarmen zu suchen über mich?"

Zu dieser Stunde wurde der Heilige (gelobt sei er) über ihn von Zorn erfüllt, bis Mose anfing und sprach diesen Spruch: „Ewiger, Ewiger, Gott, barmherzig und gnädig!"

Da beruhigte sich der Geist der Heiligkeit. Sprach der Heilige (gelobt sei er) zu Mose: „Mose, zwei Schwüre habe ich geschworen: einen über Israel, sie zu vertilgen aus der Welt, weil sie jene Tat getan hatten, und einen über dich, daß du sterbest und nicht hineinkommest ins Land. Jenen Schwur, den ich geschworen habe über Israel, habe ich aufgehoben, weil du sprachst: ‚Vergib doch!' Und nun suchst du wieder aufzuheben das Meine und zu erfüllen das Deine und sprichst: ‚Ich möchte hinübergehn.' Du erfassest den Strick an zwei Enden! Suchst du zu erfüllen ‚ich möchte hinübergehn', so wird aufgehoben das ‚Vergib doch', und wenn du suchst zu erfüllen ‚Vergib doch', so wird aufgehoben das ‚ich möchte hinübergehn'."

Als Mose unser Lehrer dieses hörte, sprach er vor ihm: „Herr der Welt! Mose gehe verloren und Tausend seinesgleichen, und es leide nicht Schaden der Fingernagel Eines von Israel." —

Sprach er vor ihm: „Herr der Welt! die Füße, die hinaufstiegen in den Himmel, und das Angesicht, das empfing das Angesicht der göttlichen Gegenwart, und die Hände, die aus deiner Hand die Thora empfingen, — sollen sie den Staub lecken?"

Sprach zu ihm der Heilige (gelobt sei er): „So stieg mir der Gedanke auf und so wurde der Brauch der Welt: Geschlecht, Geschlecht und seine Forscher, Geschlecht, Geschlecht und seine Erhalter, Geschlecht, Geschlecht und seine Führer. Bis jetzt war es dein Teil, zu dienen vor mir, und nun kommt der Teil Josuas, deines Schülers, zu dienen."

Sprach er vor ihm: „Herr der Welt! wenn ich wegen Josua sterben soll — so will ich gehn und sein Schüler sein."

Sprach zu ihm der Heilige (gelobt sei er): „Wenn es dir gefällt so zu tun, — geh, tu!"

Stand Mose und machte sich früh auf zur Tür Josuas, und Josua saß und forschte, und Mose stand und beugte seine Höhe und legte seine Hände auf sein Herz, und die Augen Josuas waren verhüllt, und er sah ihn nicht, so daß Mose sich grämte und sich vollendete zum Tode.

Und Israel ging zur Tür Moses, um Thora zu lernen, und fragten und sprachen: „Mose unser Lehrer, wo ist

er?" — Sprachen sie zu ihnen: „Er hat sich früh aufgemacht und ging zur Tür Josuas." — Sie gingen und fanden ihn neben der Tür Josuas; und Josua saß, und Mose stand. Sprachen sie zu Josua: „Was fällt dir ein, daß Mose steht und du sitzest?"

Als Josua seine Augen hob und ihn sah, da zerriß er seine Kleider und schrie und weinte und sprach: „Mein Lehrer, mein Lehrer! mein Vater, mein Vater!" — Sprachen Israel zu Mose: „Mose, unser Lehrer! lehre uns Thora!" — Sprach er zu ihnen: „Ich habe keine Erlaubnis." — Sprachen sie: „Wir lassen dich nicht!"

Es ging eine Stimme aus und sprach zu ihnen: „Lernet von Josua." Sie nahmen es auf sich, zu sitzen und zu lernen von Josua.

Saß Josua oben, Mose zu seiner Rechten und die Söhne Aarons zu seiner Linken. Und Josua saß und forschte vor Mose. In dieser Stunde wurde die Überlieferung der Weisheit von Mose genommen und dem Josua gegeben.

Sie gingen hinaus, zu gehn. Ging Mose zur Linken Josuas. Sie traten ins Offenbarungszelt. Stieg die Wolkensäule herab und schied zwischen ihnen.

Als die Wolkensäule aufstieg, ging Mose zu Josua und sprach: „Was sprach zu dir das Wort?" — Sprach zu ihm Josua: „Als das Wort vor dir offenbar war, wußte ich da, was es mit dir sprach?"

Zu dieser Stunde schrie Mose und sprach: „Hundert Tode, aber nicht eine Eifersucht! Herr der Welten! Bis jetzt suchte ich Leben, und nun, siehe, meine Seele ist dir gegeben. ..."

— Es ging eine Stimme aus und sprach: „Gekommen ist die Stunde, da du scheiden sollst aus der Welt." Sprach Mose vor dem Heiligen (gelobt sei er): „Herr der Welt! Gedenke mir jenen Tag, da du mir dich offenbartest im Dornbusch! Gedenke mir jenen Tag, da ich stand auf dem Berg Sinai vierzig Tage und vierzig Nächte! Ich bitte dich, übergib mich nicht in die Hand des Todesengels!" — Es ging eine Stimme aus und sprach zu ihm: „Fürchte dich nicht, ich selbst will sorgen für dich und für dein Grab."

Sprach Mose: „Laß mir Zeit, bis daß ich Israel gesegnet habe, denn nicht fanden sie Sanftmut bei mir all meine Tage, vor den Mahnungen und Strafen, damit ich sie strafte." Er fing an sie zu segnen, jeden Stamm für sich. Als er sah, daß die Stunde kurz wurde, faßte er sie alle zusammen in einen Segen. Er sprach zu Israel: „Viel hab ich euch bedrängt mit Gesetz und Geboten — und nun, verzeiht mir!" Sie sprachen zu ihm: „Unser Lehrer und unser Herr! es ist dir vergeben!" — Und Israel stand vor ihm und sprachen zu ihm: „Mose unser Lehrer! Viel haben wir dich geärgert und viel Mühsal über dich gebracht. Vergib uns!" Sprach er zu ihnen: „Es ist euch vergeben."

Ging eine Stimme aus und sprach: „Gekommen ist der Augenblick, da du scheiden sollst aus der Welt." Er sprach: „Gepriesen sei sein Name, lebendig und dauernd in Ewigkeit!" Er sprach zu Israel: „Ich bitte euch — wenn ihr hinein kommt in das Land, so denket an mich und an meine Gebeine und sprechet: Wehe dem Sohn Amrams, der vor uns herlief wie ein Roß, und es fielen seine Gebeine in der Wüste. ..."

Ging eine Stimme aus und sprach: „Gekommen ist die Hälfte des Augenblicks, da du scheiden sollst aus der Welt!" Er hob seine beiden Arme und legte sie auf sein Herz und sprach zu Israel: „Sehet das Ende von Fleisch und Blut. ..."

Zur selben Stunde stand Mose und heiligte sich wie die Seraphim. Und der Heilige (gelobt sei er) stieg herab aus den höchsten Himmelshöhen, die Seele Moses zu nehmen, und drei Engel des Dienstes mit ihm: Michael, Gabriel und Sagsagel. Michael richtete das Lager Moses, Gabriel breitete das Leinentuch zu seinen Häupten und Sagsagel zu Füßen. Stand Michael zur einen Seite und Gabriel zur andern Seite. Sprach der Heilige (gelobt sei er) zu Mose: „Mose, schließe deine Augen!" Er schloß seine Augen. — „Lege deine Hände auf die Brust!" Er legte seine Hände auf die Brust. — „Füge deine Füße zusammen!" Er fügte seine Füße zusammen.

Zu dieser Stunde rief der Heilige (gelobt sei er) der Seele Moses und sprach zu ihr: „Meine Tochter, hundertzwanzig Jahre hatte ich dich abgetrennt im Körper Moses, nun ist dein Ende gekommen, auszugehen. Gehe hervor, zögere nicht!"

Sprach sie vor ihm: „Herr der Welt! ich weiß, daß du der Gott aller Geister bist und der Herr aller Seelen, du hast mich geschaffen und hast mich in den Leib Moses gegeben hundertzwanzig Jahre, und nun, gibt es einen Leib in der Welt, der reiner wäre als der Leib Moses? Ich liebe ihn, und möchte nicht ausgehn von ihm!"

Sprach zu ihr der Heilige (gelobt sei er): „Geh hervor, und ich will dich hinaufbringen in die höchsten Himmelshöhen, und ich will dich setzen an den Thron meiner Herrlichkeit, neben Kerubim und Seraphim."

Zur selben Stunde küßte der Heilige (gelobt sei er) den Mose und nahm seine Seele im Kuß.

Essen Else Schubert-Christaller

Homberg 1526—1926

Zur Reformationsfeier der Hessen-Casselschen Landeskirche

Dies schöne hessische Landstädtchen wäre wohl völlig unbekannt, wenn nicht Landgraf Philipp von Hessen seine „unterthanen geistlichs und weltlichs standts" zum 20. Oktober 1526 aufgefordert hätte, „uns in sachen, unsern Glauben und Christlich religion belangend, zuvergleichen und ... zu Hombergk in Hessen deshalben ein freuntlich und Christlich gesprech zu halten". So kamen denn Landesfürst, geistlicher und weltlicher Stand zusammen zu der Homberger Synode, die in Wahrheit nicht als Synode, sondern als eine erste kirchliche Landesversammlung angesprochen werden muß. Die evangelische Bewegung, die seit 1520 auch in Hessen Boden gewonnen hatte von einer Stadt zur andern, fand sich hier mit der reformatorischen Bestrebung des Landesherrn, der freilich bei seinem Vorgehen weithin von humanistischen Gedanken bestimmt war. Hiermit hängt es zusammen, daß er die Aufstellung der Thesen für die Homberger Aussprache nicht einem Lutheraner, sondern dem von Straßburg kommenden Franz Lambert von Avignon übertrug. Zu der gewünschten Diskussion führten Lamberts Paradoxa freilich nicht; der einzige grundsätzliche Gegner der Reformation, der anwesend war, der Marburger Franziskanerguardian Nikolaus Ferber, ließ sich nicht darauf ein, sie aus der Schrift zu widerlegen. Die 100 Assertiones, die er nach langem Drängen Lambert entgegenstellte, begnügten sich damit, dessen Sätze für „mehr als ketzerisch begründet ... gottlos und völlig irrig" zu erklären, im übrigen aber die Zuständigkeit dieser Versammlung in Sachen des Glaubens und der kirchlichen Ordnung abzulehnen. So ist das einzige greifbare Ergebnis der Synode die Homberger Kirchenordnung, die wenige Monate später die Reformation Hessens nach der Richtschnur der Heiligen Schrift anordnete. Wenn auch diese außergewöhnlich soziale und als solche heute besonders beachtenswerte Kirchenordnung niemals zur Anwendung kam — bezeichnenderweise riet Luther davon ab, einen solchen „hauffe gesetze" auf einmal zu veröffentlichen —, so hat doch die Homberger Synode ihre grundlegende Bedeutung für die Reformation Hessens. Der Chronist Wigand Lauze schließt seine Darstellung des Verlaufs der Versammlung mit den Worten: „allhie haben sich die Hessen erstlich von der Romischen Kirchen abgezogen."

Die Hessische Kirche hat Recht, wenn sie ihr Dasein von den Homberger Tagen an datiert. So war es ein glücklicher Gedanke der Hessen-Casselschen Landeskirche, ihr 400jähriges Reformationsfest am 21. und 22. Oktober in Homberg zu begehen. Wie sie sich dort 1526 zum ersten Male als Kirche des hessischen Landes und seines Landgrafen präsentiert hat, so steht sie heute zum ersten Male da als vom Staat freie Landeskirche. Das Gedächtnis an die Stunde der Reformation auf der einen Seite und die Bedeutsamkeit der gegenwärtigen Stunde für die Kirche auf der andern Seite gaben der Feier ein doppeltes Gewicht. Das kam auch darin zum Ausdruck, daß die benachbarten Landeskirchen — Hessen-Darmstadt, Nassau, Frankfurt, Waldeck — ihre feierliche Vertretung entsandt hatten, ebenso wie die beiden Landesuniversitäten Marburg und Gießen, die hessische Ritterschaft, Staatsregierung und Schule.

Es war ein wirklich gutes Bild, als am 21. Oktober morgens durch die enge, reich beflaggte Straße des Städtchens der ehrwürdige Zug sich zur Kirche bewegte, die sich hoch über die niedrigen Häuser des Marktplatzes erhebt und vor 400 Jahren Schauplatz der wichtigen Ereignisse war. Die Kirche konnte nicht die Menge fassen, die von allen Seiten zum Festgottesdienst zusammenströmte; Landesoberpfarrer Möller predigte über Jesus Christus, den Grund, die Kraft und die Herrlichkeit der Kirche. Für die Hunderte, die keinen Einlaß fanden, wurde ein zweiter Gottesdienst improvisiert. Es schloß sich auf dem Marktplatz ein Festakt an; von hoher Freitreppe aus unter wundervoller alter Linde ergingen die Grüße und Wünsche an die dichte Menge. Der Nachmittag rief wieder in die Kirche zu Vorträgen von Professor Hermelink-Marburg über „Die Homberger Synode von 1526" und von Prälat Diehl-Darmstadt über „ihre Bedeutung für die Gegenwart". Der Abend war ausgefüllt durch das Festspiel von der Homberger Synode und durch Wiederholung des Konzerts vom Vorabend. Der folgende Tag brachte einen Jugendgottesdienst, Besichtigungen und eine Wiederholung des Festspiels.

Um mehr als ein schönes Bild reicher, kehrte man dankbar nach Hause zurück. Aber die Kritik darf nicht schweigen, um der Sache willen. Es handelt sich letztlich um eine Kritik, die jede Reformationsfeier angeht, wie wir deren ja heut so viele haben.

In diesem besonderen Fall hatte die Kritik ein nur allzu günstiges Einfallstor: das historische Festspiel. Es ist in der Tat bedauerlich, daß zu diesem wichtigen kirchlichen Tag nur ein — am Ort selbst entstandenes und mit herzlichem Lokalpatriotismus gespieltes — Stück zur Verfügung stand, das ästhetisch und religiös nicht genügte. Ein Laie äußerte sich: „Wenn Jemand heute eine Musikaufführung wagen würde, die annähernd auf dem gleichen Niveau steht wie dies Stück, der würde von allen Kritikern heruntergerissen". Nicht: auch an ein Laienspiel, sondern: gerade an ein Laienspiel konnte man andere Anforderungen stellen. Und wenn sich ein geeignetes historisches Stück nicht fand, wie gut wäre am Reformationsfest im Lande des Burkard Waldis sein schlichteindringliches Spiel vom Verlorenen Sohn aus dem Jahre 1527 am Platz gewesen. Freilich ist der Sprung von einem historischen Spiel zu diesem geistlichen Spiel sehr groß; aber sollten wir nicht auch die Frage bedenken, mit welchem Spiel wir den Inhalt des Geschehens, das wir feiern, am besten wieder beleben, lebendig werden lassen vor den Leuten, die zum Fest gekommen sind und darauf warten, auch bei dem Spiel, das sie sehen. Wenn zu dem Spiel gesagt werden konnte: „Eins kann man aus dem Stück gar nicht verstehen, weshalb eigentlich die Homberger evangelisch geworden sind", so zeigt das deutlich, daß der Inhalt der Reformation den Zuschauern eben nicht gegenwärtig wurde. Denn es steht nicht so, daß das Weshalb nicht gesagt worden wäre; es ist freilich schlecht gesagt worden, mit viel Pathos in Text und Darstellung, aber es ist gesagt worden — nur nicht so, daß es der heut Lebende verstehen, auf sich beziehen, von sich aus nachvollziehen konnte. Gefeiert wurde die Reformation, die Befreiung von dem Mißbrauch mit dem Evangelium, das Vordringen zu dem alleinigen Mittler Jesus Christus. Wie richtig ist das alles, und wie nötig, daß wir es hören! Aber wirklich hören, wir, die wir nicht in der Reformationszeit leben, sondern in einer in wirtschaftlicher wie in geistiger Beziehung völlig veränderten Welt. Wenn wir heute zu einer Reformationsfeier einladen, dann kann das doch nur den Sinn haben, daß wir uns bemühen, den Zuschauern und Zuhörern das Geschehen vor 400 Jahren wieder lebendig werden zu lassen, sie zu einem solchen Verständnis ihres heutigen Lebens zu führen, wie die Reformatoren es von dem ihren hatten, d. h. zu einem lebendigen Verstehen der Reformation.

Denn — und das ist der Kern der Kritik — es ist ein Irrtum, wenn wir voraussetzen, unsre Gemeindeglieder wüßten, was die Reformation ist. Es ist kein Zufall, wenn in dem Festakt Philipp von Hessen und seine sozial-reformatorischen Einrichtungen mehr gefeiert wurden als Luther und das Evangelium. Dies ist das deutlichste Zeichen dafür, daß wir die Reformation weithin nicht mehr verstehen, selbst wenn wir diese Verständnislosigkeit mit allerlei Ehrentiteln verdecken. Die Tatsache bleibt bestehen: Das Evangelium, das für Luther im Mittelpunkt steht, ist verdrängt durch alle möglichen Dinge, die Luther auch wichtig gewesen sind. Während der Staat das offen zugibt, indem er einfach etwas Anderes — den Humanismus des Landgrafen Philipp — feiert, sollten wir es als unsre dringendste Aufgabe ansehen, die Lage klar zu erkennen, und uns wieder um das Verständnis dessen bemühen, was uns durch die Reformation anvertraut ist. Viele unsrer Gemeindeglieder kommen heute nicht mehr, um naiv zu feiern, sondern mit der unbeantworteten Frage, was denn das, was wir als christliche Gemeinde feiern, für uns heute bedeutet. Deshalb auch die besondere Aufmerksamkeit, mit der man den Ausführungen von Prälat Diehl folgte, der diese Frage zum Thema hatte; um so bedauerlicher war, daß gerade er, der in der kurzen Zeit so Treffendes sagte, durch die fortgeschrittene Zeit genötigt war, seinen Vortrag abzukürzen.

Wir wollen nicht mit Kritik schließen. Wie die Tagung selbst manches gute Wort gebracht hat, bringt sie auch dem, der nicht teilnahm, drei wertvolle Gaben. Das ist einmal eine Übersetzung der Hombergischen Kirchenordnung: Reformation der Kirchen Hessens von 1526. Die sogenannte Homberger Kirchenordnung nach der Übersetzung K. A. Credners [1852] neu herausgegeben von Heinrich Hermelink. Marburg, Elwert 1926. 56 S. 1 M. — Weiter im Selbstverlag der Evangelischen Kirchengemeinde Homberg (Bezirk Cassel) die Festschrift von Dr. Wilhelm Schmidt: Die Homberger Synode und ihre Vorgeschichte, 128 S. 3 M., eine ebenso gründliche wie ansprechende, reich illustrierte Darstellung. Und: Aus alten hessischen Choralbüchern, 26 Tonsätze, reformierten Hessen-Casselschen Choralbüchern des 17., 18. und 19. Jahrhunderts entnommen und zur Vierhundertjahrfeier der hessischen Kirchenreformation herausgegeben von Georg Heinrichs, 32 S. 1,20 M. Dies Heft stellt eine wertvolle Bereicherung unsrer kirchenmusikalischen Veröffentlichungen dar. Zum ersten Male sind uns hier zugänglich 14 sehr einfache, wuchtige Sätze aus den vierstimmigen Gesangbüchern Landgraf Moritz des Gelehrten (1607 und 1612), ferner Sätze aus deren Umgestaltungen im 17. und 18. Jahrhundert, endlich hessische Choralsätze und Orgelvorspiele des 18. und 19. Jahrhunderts. Aus diesem Heft war im Wesentlichen der erste Teil des Kirchenkonzerts bestritten, das der verdienstvolle Herausgeber mit großem Verständnis „aus vier Jahrhunderten deut-

scher evangelischer Kirchenmusik" darbot. Was er mit den immerhin beschränkten Mitteln seines Städtchens leistete — der zweite Teil schloß mit der Bachschen Kantate „Gott der Herr ist Sonn' und Schild" — war ebenso erfreulich wie die Auswahl, die er getroffen hatte. Zumal der erste Teil, der die schlichten Sätze des gelehrten Moritz brachte, zeigte die strenge Herbheit reformatorischer Frömmigkeit und wurde stellenweise zur reformatorischen Verkündigung. Hier war man der Reformation am nächsten, und nicht nur mir ist dies „Geistliche Konzert" der Höhepunkt der Homberger Tage gewesen.

Marburg Wilhelm Wolff

Offener Brief an Seine Hochwürden Herrn Generalsuperintendenten der Kurmark D. Otto Dibelius in Berlin

Sehr geehrter Herr Generalsuperintendent!

Nach der letzten dänisch-deutsch-polnischen Regionalkonferenz des Weltbundes zur Förderung internationaler Freundschaft durch die Kirchen vom 2. bis 4. Juni d. J. in Danzig konnte es scheinen, daß trotz allem eine Verständigung zwischen den evangelischen Polen und Deutschen möglich sei; jedenfalls aber war die Meinung berechtigt, daß die gemeinsame Aussprache in Danzig ein besseres gegenseitiges Verständnis angebahnt habe. Wir gingen auseinander unter dem Eindruck der beredten Worte von Professor D. Deißmann, der in begeisterten Worten die Gründung der evangelisch-theologischen Fakultät an der Warschauer Universität feierte, und der in eindringender Rede an die Versammelten den Appell richtete, durch tendenziöse Enunziationen die auch sonst nicht leichte Lage der evangelischen Polen nicht zu erschweren. Wir vernahmen sodann die Worte des um die Sache der Inneren Mission so verdienten D. Zöckler aus Stanislau, der in Sachen wiederum unserer Fakultät zu dem Schluß kam, daß in Zukunft für einen Jeden, der in Polen auf kirchlichem Gebiet arbeiten will, ein längeres oder kürzeres Studium an der Warschauer Fakultät angezeigt sei. Ja, auch Sie selbst, geehrter Herr Generalsuperintendent, fanden, wohl unter dem Eindruck des vorher Gehörten, freundlichere Worte uns und unserer Fakultät gegenüber.

Der Eindruck von alledem, das meine ich wohl feststellen zu können, war der allerbeste. Und resultatlos blieben die Danziger Verhandlungen wohl auch nicht, wenn wir bedenken, daß immerhin in den unmittelbar folgenden Wochen nichts von gegenseitigen, vordem so häufigen Rekriminationen zu hören war.

Aber kaum drei Monate sind verflossen, und nun beginnen Sie die Kontroverse von neuem durch Ihren Artikel in Nr. 412/413 der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" vom 5. September 1926 unter dem Titel „Theologie und Nationalismus", in dem Sie sich mit der Warschauer evangelisch-theologischen Fakultät befassen.

Nun, was unsere Fakultät anbetrifft, so bedarf Ihr Artikel vor allem einiger faktischen Richtigstellungen. Denn Ihre ungenügende Kenntnis der Lage nicht nur bei uns, sondern auch im früheren Dorpat, hat es mit sich gebracht, daß in Ihrem Artikel faktische Ungenauigkeiten vorkommen und daraus falsche Schlüsse gezogen werden. Es sei mir darum gestattet, vor allem auf dieses einzugehen.

Zunächst, was die Bestimmungen über die evangelisch-theologische Fakultät in Warschau betrifft.

Diese liegen nicht erst „jetzt" vor, nachdem, wie Sie berichten, die Fakultät im Jahre 1920 begründet wurde, sondern sind schon im Frühjahr des Jahres 1922 als Studien- und Examenordnung vom Minister bestätigt worden. Auch in der Wiedergabe dieser Studien- und Examenordnung sind Ihnen Ungenauigkeiten unterlaufen. Jawohl, wir sehen ein vierjähriges Studium mit einem Vorexamen in der hebräischen, eventuell auch in der griechischen Sprache vor, dem dann drei theologische Examina folgen, nachdem der Student eine schriftliche Arbeit eingereicht und sich auch an der philosophischen Fakultät einem philosophischen Examen unterzogen hat. Die Examina finden in der Regel statt vor dem dozierenden Professor in Gegenwart des jeweiligen Dekans der Fakultät, nicht eines „Protokollführers", wie Sie meinten. Das dritte theologische Examen, das Schlußexamen, wird unter dem Vorsitz des Dekans in Gegenwart aller Dozenten der Fakultät — deren Zahl nicht drei, wie Sie meinen, sondern den theologischen Hauptdisziplinen gemäß fünf ist — abgelegt. Wenn Sie von diesem theologischen Schlußexamen schreiben, daß es „ungefähr einer deutschen ersten theologischen Prüfung entspricht, aber mit Ausschluß der Kirchengeschichte und der Philosophie", so muß ich hier wiederum einige Ungenauigkeiten berichtigen.

Erstens, was das Examen in der Kirchengeschichte und Philosophie betrifft. Wir konnten von diesen Gegenständen beim Schlußexamen absehen, weil das Examen in der Kirchengeschichte zugleich mit Religionsgeschichte und Religionsphilosophie schon im zweiten theologischen Examen vorgesehen war, weil das Examen in der Philosophie ebenfalls schon vordem an der philosophischen Fakultät vollzogen wurde.

Wenn Sie weiter eine gewisse Parallele ziehen zwischen unserem Schlußexamen an der Fakultät und dem in Deutschland üblichen ersten theologischen Examen, so bedarf auch dies, um Mißverständnissen vorzubeugen, einer gewissen Aufklärung.

Die deutschen theologischen Fakultäten kennen bekanntlich im allgemeinen, außer zur Erlangung wissenschaftlicher Grade, keine besonderen Examina an der Fakultät *). So findet denn die sogenannte erste theologische Prüfung zur Erlangung der licentia concionandi schon nach dreijährigem Studium vor einer Prüfungskommission statt, die aus Vertretern der Kirchenbehörde besteht, allerdings mit Zuziehung einiger akademischer Lehrer. Vor derselben Prüfungskommission ist dann nach Verlauf mindestens eines Jahres die zweite theologische Prüfung zu bestehen, durch die man das Recht erlangt, sich um ein Pfarramt zu bewerben.

Bei uns besteht in dieser Hinsicht ein anderer Modus. Alle an der theologischen Fakultät zu bestehenden Examina tragen einen rein wissenschaftlichen Charakter. Will ein Absolvent der theologischen Fakultät nach Beendigung seines Studiums in den Dienst der Kirche treten, so muß er sich vor der Kirchenbehörde noch einer doppelten Prüfung unterziehen, indem er zuerst die venia concionandi erlangt, worauf dann nach einem Vikariatsjahr die zweite Prüfung pro ministerio folgt. Ein Verfahren, wie es meines Wissens ähnlich ja auch in Deutschland bekannt ist, nämlich in Hessen-Darmstadt, wo die sogenannte erste theologische Prüfung von der Fakultät in Gießen abgehalten wird und ebenfalls einen rein wissenschaftlichen Charakter trägt, während die zweite Prüfung, deren Charakter mehr praktischer Art ist, von der vom Oberkonsistorium bestellten Prüfungskommission vorgenommen wird.

Welchem Verfahren hier der Vorzug zu geben wäre, ob dem in Deutschland allgemein üblichen, oder dem bei uns und ähnlich, wenn auch nicht ganz ebenso, in Hessen-Darmstadt, das lasse ich dahingestellt sein. Jedenfalls was die theologischen Prüfungen an den Fakultäten betrifft, so kann man darüber verschiedener Ansicht sein. Ich persönlich meine, daß ihnen ein gewisser Vorzug nicht abzusprechen sei. Der Student wird dadurch angehalten, vom Beginn des Studiums demselben in systematischer Weise sich zu widmen, wodurch sein Studium in nicht zu verachtender Weise gefördert wird. Den Dozierenden ist es dadurch ermöglicht, den allmählichen Fortschritt des Stu-

*) Das erste theologische Examen wird bei folgenden deutschen Fakultäten absolviert: Gießen, Halle, Leipzig, Marburg, Tübingen.

diums zu kontrollieren. Ja, solch ein Examen hat auch die Bedeutung der Selbstkontrolle für den Dozierenden, indem er sich davon überzeugt, ob er nicht über die Köpfe hinwegdoziert. Gewiß entspricht diesem allen zum Teil ja auch wohl die Arbeit in den Seminarien an der Fakultät; nichtsdestoweniger bleibt die Sache der Examina an der Fakultät ein Problem, das auch wohl, wie mir aus eigener Erfahrung bekannt, im Auslande hier und da unter akademischen Lehrern ventiliert wird, wobei eben die Ansichten auseinandergehen.

Nun aber ziehen Sie, geehrter Herr Generalsuperintendent, aus dieser bei uns eingeführten Studien- und Examenordnung den Schluß auf den nicht akademischen Charakter der Warschauer evangelisch-theologischen Fakultät. Sie schreiben ausdrücklich: „Die theologische Fakultät in Warschau ist keine akademische Bildungsstätte im deutschen Sinne. Sie ist allenfalls einem kleinen englischen oder amerikanischen College zu vergleichen — aber ohne den Hintergrund einer bodenständigen Wissenschaft, der dort überall vorhanden ist. Das kommt in der Studienordnung deutlich zum Ausdruck." (Sperrungen nach der Vorlage.)

Und weiterhin schreiben Sie: „Diese Ordnung entspricht dem, was eine so kleine Fakultät, die sich auf ein ‚Studium' in ausschließlich polnischer Sprache festgelegt hat, unter den heutigen Verhältnissen zu leisten imstande ist. Es geht eben nicht anders, als daß der Student sich ganz seinem Professor verschreibt, daß er von ihm in ganz festen Gleisen allmählich mit dem Wissensstoff versehen wird, den er besitzen muß, und daß er sich Schritt um Schritt über das ausweisen muß, was er gelernt hat. Nur eben — akademisches Studium ist das nicht!"

Doch wie einseitig und apodiktisch dies Ihr Urteil ist, das erhellt aus Ihrem eigenen Artikel. Denn lassen Sie es sich gesagt sein, die bei uns eingeführte Studien- und Examenordnung, worauf Sie allein Ihr Urteil gründen, entspricht im Großen und Ganzen der seit langen Jahren bis in den Weltkrieg hinein an der theologischen Fakultät in Dorpat eingebürgerten Ordnung, ergänzt nur durch Hinzufügung der Religionsgeschichte und der Religionsphilosophie, sowie des heute überall breiteren Seminarbetriebes. Und trotz dieser in Dorpat üblichen Studienordnung, die Ihnen offenbar unbekannt war, wissen Sie mit Recht von der Dorpater theologischen Fakultät hohe Worte zu sagen, wenn Sie schreiben: „Die theologische Fakultät in Dorpat hat einen geachteten Namen in der ganzen Welt. War sie auch nur klein, litt sie auch unter der Abgeschiedenheit des fernen Nordostens — sie hat doch eine Fülle von bedeutenden Lehrern gehabt. Und wie viele ihrer Söhne haben später in Deutschland sich eine führende Stellung errungen." Die dort eingeführte Studienordnung stand dem also nicht im Wege. Sondern etwas Anderes. Denn auch von der Dorpater theologischen Fakultät sagen Sie heute: „Das ist nun vorbei. Es ist nach menschlichem Ermessen für immer vorbei."

Und wenn ich nun frage, warum, so höre ich aus Ihrem Mund die so charakteristische Antwort: „Für Osteuropa hat die Proklamierung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker und die Schaffung der vielen kleinen Nationalstaaten einen Sieg der Barbarei (sic! meine Anmerkung) über eine Jahrhunderte alte Kultur bedeutet." Denn „das Deutschtum war Trägerin der geistigen Kultur des Ostens". Und hier liegt meiner Meinung nach der Grund, warum Sie meinen, daß heute auch in Dorpat, wo nun eine estnische theologische Fakultät besteht, alles „vorbei" ist.

Und hier, weil in Warschau in polnischer Sprache doziert wird, nicht aber in unserer Studien- und Examenordnung, liegt der Grund, warum Sie auch der Warschauer evangelisch-theologischen Fakultät den akademischen Charakter absprechen. Sagen Sie doch selbst: „Hätte man neben die polnisch-lutherischen Professoren, die man berufen hat, einige unierte gestellt, hätte man der deutschen Sprache die Gleichberechtigung eingeräumt, auf die sie gesetzlichen Anspruch hat (auf einer staatlichen Universität?! meine Anmerkung und Unterstreichung), hätte man der deutschen evangelischen Theologie die Pforten aufgetan — dann wäre die Warschauer Fakultät schon heute ein blühendes Institut mit reichem wissenschaftlichem Leben."

Nun, ich lasse es dahingestellt sein, ob nicht, selbst in diesem von Ihnen erwünschten Fall, die Warschauer Fakultät, schon deswegen weil hier die polnische Kultur selbstverständlich vorherrschend wäre, so manchem Deutschen ein Dorn im Auge sein würde. Was würde man wohl in gewissen Kreisen der Deutschen sagen, wenn an der Warschauer Fakultät neben der polnischen die deutsche Sprache zugelassen wäre, wenn schon jetzt, wie wir es auf der Danziger Tagung erlebt, uns von Professor Bornhausen der, übrigens sogleich als ungerechtfertigt abgewiesene, Vorwurf gemacht wurde, daß wir durch unser Bestehen die Studentenzahl der deutschen theologischen Fakultäten kürzen. Und so mache es denn Jedermann recht!

Doch darauf kommt es uns nicht an. Mögen sie uns immerhin angreifen, ob zur Rechten oder zur Linken, die evangelischen Deutschen oder die polnischen Jesuiten, wir gehen ruhig unseren Weg weiter und schaffen das Werk dessen, der uns gesandt hat, solange es Tag ist. Und dann kümmert uns kein Menschenurteil. Besonders wenn es so apodiktisch gefällt wird, wie das Ihrige, geehrter Herr Generalsuperintendent, der Sie ja niemals im geringsten Kontakt mit unserer Arbeit an der Fakultät gestanden haben. Sonst würde vielleicht auch Ihre Ansicht einiger Modifikation unterliegen und nicht so schroff lauten. Allein aus diesem Grunde sei es mir gestattet, Sie mit einem anderen Urteil über unsere Arbeit bekannt zu machen. D. Alfred Th. Jörgensen aus Kopenhagen, der im Juni dieses Jahres einige Zeit in Warschau weilte und bei dieser Gelegenheit auch unsere Fakultät kennen lernte, schreibt nach seiner Rückkehr in seine Heimat unter Anderem: „Es war mir eine angenehme Überraschung, eine so tatkräftige theologische Fakultät zu finden, und ich bewundere, daß Sie in diesen wenigen Jahren soweit gekommen. Ich wünsche Gottes Segen für diese wertvolle Arbeit der Fakultät." Und dieses sagt D. Jörgensen nicht nur uns gegenüber, sondern wir lesen in seinem Brief weiter: „In Dresden, während der Sitzung des Exekutivkomitees des lutherischen Weltkonvents, und später in Paris, Repräsentanten der evangelischen Fakultät gegenüber, habe ich schon Ihre Leistungen erwähnt."

Ich stelle nur dies Urteil dem Ihrigen gegenüber.

Doch ich will weiter gehen und noch Einiges berichtigen. Mit einem gewissen Recht heben Sie hervor: „Eine Universitätsfakultät hat zur Voraussetzung, daß wissenschaftliches Leben vorhanden ist. Eine theologische Literatur muß existieren" usw., um dann späterhin wiederum apodiktisch zu dekretieren: „Es gibt keine theologische Literatur in polnischer Sprache, und es wird nach menschlichem Ermessen auf lange Zeit hinaus keine geben." Denn man denke sich, so schreiben Sie, „ein theologisches Buch in polnischer Sprache geschrieben! Wenn jeder Einzelne es kauft, der Theologie polnisch treibt, vom jüngsten Studenten an bis zum emeritierten Pastor, dann mag das Buch in zweihundert Exemplaren abgesetzt werden! So etwas ist eine Absurdität."

Nun haben Sie ja darin gewiß Recht, auf die Dauer ist wissenschaftliches Leben ohne eigene Literatur nicht gut denkbar. Nur vergessen Sie eben, daß in der Regel nicht zuerst eine Literatur entsteht und dann die Werkstätten und Institute, die sie produzieren, sondern daß der Prozeß gerade entgegengesetzt sich entwickelt. Wenn heute noch der Mangel an eigener theologischer Literatur bei uns gar groß ist, so meine ich, ist der Grund dessen gerade dies, daß wir bisher in dieser Hinsicht von Anderen zu sehr ab-

hängig waren und uns nicht auf eigene Füße stellen konnten. Durch die Gründung unserer theologischen Fakultät hat sich die Lage geändert. Wir besitzen nun eine eigene Werkstatt für wissenschaftliche theologische Produktion. Und wir zweifeln nicht, daß mit der Zeit — denn im Handumdrehen läßt sich das nicht machen — auch eine theologische Literatur entstehen wird. Einiges Geringes, vornehmlich popularisatorischen Charakters, ist ja wohl schon erschienen. Und man merkt auch schon ein gewisses Resultat, wenn das Interesse für unsere Fakultät und ihre Arbeit allmählich geweckt wird. Das zeigt sich unter Anderem wohl auch darin, daß im jetzigen Herbst- und Wintersemester die Zahl der das theologische Studium neubeginnenden Studenten die bisher unerreichte Zahl 20 überschreiten dürfte. Und mit dem wachsenden Interesse an der theologischen Arbeit wächst wohl auch die Nachfrage nach theologischer Literatur, so daß Ihre Befürchtungen für die Zukunft grundlos sein dürften. Das unterliegt ja gewiß keinem Zweifel, daß unsere Auflagen niemals so stark sein werden, wie etwa in Deutschland; aber deswegen von „Absurdität" zu reden, muß ich doch Ihrem Feingefühl überlassen.

Und dann noch Eins. Sie behaupten: „Es gibt keine theologische Literatur in polnischer Sprache." Es würde wohl den Tatsachen mehr entsprechen, wenn Sie sagen würden: Ich kenne keine theologische Literatur in polnischer Sprache. Und gerade dem möchten wir in Zukunft abhelfen. Denn es gibt wohl eine theologische Literatur in polnischer Sprache, nämlich aus dem sechzehnten Jahrhundert, deren Schätze bisher noch ungehoben und deshalb auch wenig, ja im Auslande vollkommen unbekannt sind. Und hier gerade wartet unser eine anziehende Arbeit. Nicht nur zur Bereicherung des eigenen Volkes, sondern wie wir hoffen, auch zum Nutzen Anderer. Ich gestehe es offen, es ist unsere Schuld, wenn man bisher so wenig, ja gar nichts über die polnische theologische Literatur weiß, so daß Sie im besten Glauben behaupten können: „Es gibt keine theologische Literatur in polnischer Sprache."

Ja, vielleicht kommt auch einmal eine Zeit, da sich die heutige Lage, von der Sie sagen: „Der deutsche Theologe von heute lernt Englisch, wenn er wissenschaftlich arbeiten will, er lernt auch Schwedisch, Dänisch, Holländisch. Das alles kostet geringe Mühe. Polnisch lernt Niemand" insofern ändern wird, daß der sich für polnische Sachen interessierende deutsche Theologe auch Polnisch lernen wird.

Doch nun, ehe ich schließe, muß ich noch Eines berühren. Am Schluß Ihres Artikels behaupten Sie apodiktisch, wie immer: „Als Instrument der Polonisierung des künftigen Theologengeschlechts ist sie gedacht. Zu einer Professur durften nur Männer zugelassen werden, deren polnisch-nationalistischer Gesinnung man sicher war."

Sie zeihen uns des Nationalismus. Da kann ich Ihnen nur das sagen, was ich vor ungefähr einem Jahr einem polnischen Jesuiten geschrieben habe: „Unter den Studenten unserer Fakultät haben wir sowohl Polen als auch Deutsche, und ich wage es zu behaupten, daß sie sich alle wohl fühlen in der wissenschaftlichen Atmosphäre, die sie hier umgibt; denn in dieser Atmosphäre ist kein Raum vorhanden für Chauvinismus, der irgend Jemand die Arbeit auf der Fakultät erschweren könnte." Und dies werden alle, sowohl die früheren als auch die jetzigen Studenten bestätigen.

Denn was ist wohl Nationalismus, dessen Sie uns zeihen?

Unter Nationalismus verstehe ich jene Enge, die außer dem eigenen Volk Niemanden anerkennt, jene Verblendung, die außerhalb der Grenzen des eigenen Volkes nichts Gutes und Wertvolles zu sehen vermag, wie das etwa jener eben erwähnte polnische Jesuit tat, der von der deutschen theologischen Wissenschaft nur das zu sagen wußte, daß sie durch die Größe ihrer Volumina imponiere. Ich antwortete ihm darauf: „Ich stelle ohne jegliche Einschränkung fest, daß die deutsche theologische Wissenschaft wirklich in der theologischen Arbeit an der Spitze steht, und daß sowohl durch die Gründlichkeit und Genauigkeit der Forschung" — nicht nur, wie das auch jener Jesuit zugestanden, durch „ihre Voluminosität". Unter Nationalismus verstehe ich jenes Gefühl der Nichtachtung („Sieg der Barbarei"!!), des Neides, ja des Hasses, die man Anderen entgegenbringt, weil man engherzig nur auf das Eigene bedacht ist. Nationalismus ist darum für mich etwas Negatives, vermag auch nur destruktiv zu wirken.

Dem allen stelle ich entgegen das hohe patriotische Gefühl, durch das — das sei offen gesagt — auch wir uns in unserer Arbeit leiten lassen. Denn der Patriotismus ist eine durchaus positive Größe. Ist er doch begründet nicht in der Nichtachtung, im Neid oder gar Haß gegen Andere, sondern in der Liebe zum eigenen Volk. Und die Liebe hat nun einmal das an sich, daß sie unser Herz weitet, und uns erlaubt, nicht nur die eigenen Volksgenossen zu umfassen, sondern auch alle Anderen, die Nächsten. Und so erkennen wir denn gern auch bei Anderen das an, was anerkennenswert ist, und so lernen wir von Anderen, denn von einem Jeden kann man etwas lernen. Und so umgrenzen wir uns nicht in Engherzigkeit, sondern achten und ehren einen Jeden, wes Volks er auch sei. Ja, gerade die Liebe zum eigenen Volk zwingt uns, auch die Liebe eines Anderen zu seinem Volk zu respektieren.

Und jetzt frage ich Sie, geehrter Herr Generalsuperintendent, wo ist Nationalismus?

Jedenfalls Eines muß ich feststellen. Von jenem Geist, dem wir — geringfügige Entgleisungen ausgenommen — in Danzig begegnet, von jenem Geist, der allein eine ersprießliche Zusammenarbeit und ein Zusammengehen nicht nur der Kirchen, sondern auch der Völker ermöglicht, habe ich zu meinem großen Bedauern in Ihrem Artikel nichts verspürt.

Genehmigen Sie den Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung, mit welcher verbleibe

Warschau, 23. 9. 26 Prof. Edmund Burſche

29. Deutscher Protestantentag in Potsdam

5.—7. Oktober 1926

Der Freie Protestantismus hat in Potsdam — ein Zeichen der Zeit! — keine eigentliche „Gemeinde". So war die Wahl dieses Tagungsortes ein Zeichen von Mut. Dieser Entschluß beeinträchtigte gewiß etwas den Rahmen der öffentlichen Veranstaltungen, doch nicht über das zu erwartende Maß hinaus. Und der Abendvortrag von Missionsinspektor Devaranne war auch äußerlich eine erfreuliche Veranstaltung. In richtiger Erkenntnis der besonderen Lage in Potsdam war von einem besonderen Gottesdienste abgesehen worden. Die feine und ernstfrohe Andacht von Pfarrer Rohde aus Königsberg über Phil. 2, 12 f. war die einzige gemeinsame Feier.

Die öffentlichen Darbietungen zeugten von der vielgestaltigen geistigen und religiösen Kraft des Freien Protestantismus. Lic. Leese aus Hamburg in seinem Vortrag „Deutscher Idealismus und Christentum" setzte sich mit den Versuchen auseinander, zwischen deutschem Idealismus und Christentum einen Gegensatz zu behaupten. Lütgerts elegante, aber innerlich unbeteiligte Konstruktion, die den Materialismus als Konsequenz des Idealismus ausgeben will, Hirschs viel besonnenere, aber entschlossene Ablehnung, Tillichs scharfsinnige Selbstüberwindung des Idealismus, die vielleicht doch nur seine Selbstkorrektur ist, fanden ihre Würdigung. Besonders eingehend verweilte Leese bei Barth-Gogartens Bestreitung des Idealismus. Vorbildlich war da die Art, wie er als Anwalt des Idealismus seinen Bestreitern gerecht zu werden sich bemühte, ihre Abzielung aufnahm und gerade von ihren eigenen Voraussetzungen aus ihren Kampf gegen den Idealismus als unmöglich zu erweisen suchte. Inhalt und Kürze der Aussprache zeigten erfreuliche Zustimmung. In einem Korreferat skizzierte Lic. Dr. Auer von Charlottenburg den Reich-Gottes-Gedanken des Idealismus von Leibnitz bis Hegel.

In einer öffentlichen Kundgebung gegen den Bischofstitel sprachen nacheinander in kurzen Referaten Konsistorialrat D. Alfred Fischer und Regierungsrat Varrentrapp von Berlin, Professor D. Rust von Königsberg und Lic. Radeke von Köln. Die Redner taten dar, wie die Sehnsucht nach dem Bischof oft

Schwäche ist. Wer da weiß, wohin er soll, ruft nicht nach Führern; mitunter ist sie auch Eitelkeit solcher, die es selber zu werden hoffen; fast stets ist sie ein Verlassen der evangelischen Linie, die nicht auf eine geführte Masse zielt, sondern auf den selbständigen Gottesmenschen, und die eine abgestufte geistliche Würde nicht kennt, sondern nur verschieden abgestufte Amtsaufträge. Immer wieder muß gewarnt werden vor dem Versuche, in Repräsentation und Organisation Rom Konkurrenz zu machen. In der Aussprache verstärkten Berichte solcher, die aus „Bischöflichen" Landeskirchen (Sachsen, Braunschweig, Hannover) kamen, den Eindruck von der tiefen Gefahr, die hier liegt. Eine entsprechende Entschließung wurde angenommen.

Eine dritte öffentliche Veranstaltung brachte in umfassender Weise die Wünsche des Freien Protestantismus in der Agendenfrage zum Ausdruck. Mannigfaltigkeit und doch innerste Harmonie, wie sie das Kennzeichen des inneren Lebens im Freien Protestantismus ist, kam hier am reichsten zu ihrem Recht. Schubrings feine und umsichtige Grundlegung vom „Sinn des Gottesdienstes und Zweck der Agende" war in Knappheit, Ernst und gerechter Abwägung ein guter Auftakt. Hachmeister behandelte sodann den „Sonntagsgottesdienst", der um Gnade und Glaube zu schwingen hat: feierlich, aber nicht klerikal, nicht auf „werbende Kraft" schielend, sondern auf das Gewissen bedacht. Auch eine Reihe Einzelwünsche äußerte Hachmeister, denen Kain vom Laienstandpunkte aus wertvolle Anregungen hinzufügte, indem er das Objektive hervorhob, was in Wortverkündigung und evangelischer Überzeugung liegt. Hennecke aus Brieg bot reiche moderne liturgische Anregungen mit echt evangelischem Urteile schön vereint, einen sorgfältig gestalteten Aufbau der Sakramente und Handlungen. Zum Schlusse gab für den verhinderten eigentlichen Referenten eintretend Müller aus Apollensdorf Leitsätze zur Konfirmationsordnung: Loslösung von Bekenntnis, Gelübde und Abendmahl von der Einsegnung; diese selbst ist vorläufiger Abschluß des kirchlichen Jugendunterrichts in feierlich auszugestaltender Fürbitte der Gemeinde. Die Vorschläge Stanges und Hilberts, die in späterem Alter eine freiwillige Bekenntnisfeier der alten Einsegnung folgen lassen wollen und an diese neue Feier die Erteilung besonderer Rechte binden, lehnte er ab. Die gewiß nötige Kerngemeinde kann nicht verfassungsrechtlich reglementiert werden.

Devarannes Bericht über seine Reiseeindrücke in Japan und China war in seiner Anschaulichkeit und Frische recht geeignet, für die Missionsarbeit des Freien Protestantismus zu werben, aber zu reich, um hier annähernd charakterisiert werden zu können. Hoffentlich sehen wir ihn bald gedruckt.

Die zahlreichen geschlossenen Arbeitssitzungen, die die Lücken zwischen den öffentlichen Vorträgen füllten, boten ein bewegtes Bild von der Not und dem Kampfe des Freien Protestantismus in der Ungunst der Zeit. Regelmäßigere Fühlungnahme und strafferer Zusammenschluß wurden erstrebt. In Januar 1927 soll eine Ausschußsitzung in Eisenach stattfinden. Die Geheimdiplomatie, die der Kirchensenat in Sachen der Schulfrage übt, erregte lebhafte Besorgnis, die unter Anderem dahin ging, daß die neue Schulpolitik der Kirche etwa über die Richtlinien des Stuttgarter Kirchentages zu weitergehenden Ansprüchen hinausgehen könnte. Eine entsprechende Entschließung wurde gefaßt. Im übrigen trat der Wille hervor, immer mehr die positiven religiösen Kräfte des Freien Protestantismus, auch in der Form freiprotestantischer Volksmission (wie schon in Braunschweig) darzustellen und wirksam zu machen.

Apollensdorf Karl Müller

Wilhelm Scharrelmann

„Jesus der Jüngling" und Anderes

Das Erlebnis des Christentums, insonderheit aber die Gestalt Jesu von Nazareth, hat in der Seele des deutschen Volkes ungemein Wurzeln geschlagen, wohl in stärkerer Weise, sicher aber in innerlicherer Weise als bei andern Völkern. Vom Heliand an über die reiche christliche Literatur des Mittelalters und über Klopstocks Messias, der Romantiker religiöse Dichtung hinweg bis in die Gegenwart hinein, die, wie selten eine Zeit, reich ist an religiöser und besonders an Jesusdichtung. Die Fülle solcher Dichtung, von den Anfängen einer deutschsprachlichen Literatur an bis heute, ist auch dem Gebildeten nicht immer gegenwärtig; beim Lesen aber eines so zeitgemäßen Buches wie Dr. A. H. Kobers „Geschichte der religiösen Dichtung in Deutschland" wird es einem lebendig. Es ist kaum ein Dichter von Rang seit Mitte und Ende des vorigen Jahrhunderts, dem es nicht, mehr oder minder, diese Gestalt angetan hätte; selbst Nietzsche, der sich „Antichrist" nannte.

Lehre und Gestalt des Jesus von Nazareth sind (das steht nach all der historischen Literatur zur Erforschung des Lebens Jesu wie des Urchristentums fest) nur zeitlos und rein geistig und rein religiös zu fassen und zu erfassen. Die Gestalt, die Lehre ebenso in sich hüllend wie klar aus sich scheidend, ist Mythus geworden. Und der Dichter, der Künstler, der die Gestalt in seinem Werk zu bilden unternimmt, kann sie im Grunde nur zeitlos, und das heißt als Mythus gestalten. Aber als einen Mythus, der im Vergleich zu „damals", zu vorhandenem Mythus, gewachsen ist; das soll heißen, als eine mythische Gestalt, welche die Lehre, wie jene in den Evangelien, aus sich scheint, aber so, daß das kompliziertere, vielfältigere seelische Leben der Gegenwart darin mit eingeschlossen und umfangen wird. Denn anders konnte die heutige Menschheit damit nichts beginnen; ihr bliebe sonst die Gestalt und die Lehre der Gestalt tote Literatur und Papier. Wenn uns der Mythus für das innere Leben, für das religiöse Gefühl noch etwas sein kann, so nur, indem er immer neu geformt und gestaltet wird, bis er wieder für ein halbes Jahrtausend oder ein Jahrtausend so dasteht, wie jene Urgestalt in den Evangelien stand. Ich kann es auch so ausdrücken: Das Christentum kann nur so lebendig bleiben, indem es die außer ihm seienden echten religiösen Erlebnisse immer wieder auffangt und die Gestalt, den Mythos des Jesus oder Christus immer größer und weiter macht.

Als Dichter einer Reihe von Legendenbüchern, die der Gestalt des „Einen" gewidmet sind, möchte ich auf ein Jesusbuch hinweisen, das im Leben des „Einen" eine Zeit behandelt, welche weder von den Evangeliendichtern, noch von den andern Jesusdichtern bisher behandelt ist. Ich spreche von Wilhelm Scharrelmanns **Jesus der Jüngling** (Verlag Quelle und Meyer. 11.—13. Tausend. 272 S. Geb. 4 und 7 M.).

Scharrelmann, der Verfasser stiller, ruhiger, beschaulicher Bücher, erzählt in der Einleitung, wie er zu diesem „Thema", wenn ich so sagen darf, gekommen ist. Er sagt, daß es 14 Jahre in ihm gelegen hat. Das ist gewiß typisch. Vielleicht, wenn er sich seiner Kindheit genau erinnert, wird er finden, daß es „von Anfang an" in ihm gelegen hat und um Gestaltung gebeten hat. Denn es pflegt bei den Künstlern, in deren Leben und Schaffen dies Phänomen eine Rolle spielt, so zu sein, daß es bestimmend darin ist. Scharrelmann erzählt weiter, daß es besonders die Kindheit und Jünglingszeit gewesen sei, die ihn beschäftigt hat, und das gerade wegen ihrer Rätselhaftigkeit, da doch eben keine einzige Quellenschrift, die wir kennen, von dieser Jugendzeit spricht: „Das ist wahr." Es ist wirklich rätselhaft, daß alle die Christus- und Jesusdichter seit mehr als einem Jahrtausend die Gestalt des Werdenden nicht zu gestalten versuchten. In meinen drei Bänden der „Christuslegenden" steht Einiges vom Kinde Jesus, wie es in Nazareth spielt, träumt; aber der Jüngling ist auch darin nicht, sondern nur der Verkünder einer neuen Erde. Es ist also eine gute Eingebung, wenn Scharrelmann hier in seinem Buche das verborgene Phänomen des werdenden religiösen Neuschöpfers aus den Schleiern einer undurchdringlichen Vergangenheit heraus zu ziehen sucht.

Das Werk beginnt mit Kindheitsgeschichten, die in der Abteilung „An der Grenze der Kindheit" zusammengefaßt sind. Sie füllen „das erste Buch"; das zweite Buch heißt „Tabea". Dieser Name bezeichnet eine Mädchengestalt, die, frühe, zart und früh gereift, bald schon gewelkt, Jesus liebt, der aber schon in der Entwicklung steht — wenigstens beginnend, wo seinem religiösen Genie diese Erdendinge (notwendig und oft lieblich) — sich fern zu rücken beginnen. Das dritte Buch heißt „Jerusalem" und zeigt, mit dem vierten „Nazareth", den Jesus der wachsenden Reife. Das kurze fünfte Buch heißt: „Am See Genezareth"; es beginnt mit einem Kapitel „Der Messias ist nahe" und schließt mit der Taufe.

Damit habe ich den Inhalt kurz umrissen. Es bleibt noch ein Weniges dazu zu sagen. Zur Struktur, wie zum Gehalt, wie zur Kompositionsart: irgendwie ist es eine Doppelheit oder eine Form zwischen zweien, etwa zwischen Legendensammlung und legendärem „Roman". Beides ist im Grunde zweierlei, geht aber hier ineinander über. Wenn ich der innern Entstehung des Buches nachlausche, spüre ich ganz deutlich, daß im Verfasser zunächst einzelne Bilder und Gestalten, einzelne Szenen und Vorgänge aufgestiegen sind, daß sie dann aber zu einem fortlaufenden Geschehen gefügt, also romanartig komponiert sind. Man kann mit dem Verfasser nicht darüber rechten; mir persönlich hätte die bloße Legendensammlung (in welcher das Verbindende und Weiterführende nur die religiöse Geistigkeit wäre) mehr gelegen. Aber es ist dem Verfasser so geworden, und da wird es so auch notwendig sein.

Zum innern Gehalt möchte ich noch sagen, daß an solchen Büchern das Beste mit ist, wenn sie nicht aus einer Literatursucht kommen, aus dem Wunsch, ein Buch der Wirksamkeit für das „Lesepublikum" zu schreiben, sondern aus innerster Liebe zum Geschriebenwerden. Das ist hier so, der Keim des Buches ist die Liebe des Verfassers zum Christusmythus. Er sagt in der Einleitung, daß er mit dem Werk nicht in den Streit der Meinungen eingreifen will. Gewiß nicht. Das will nie ein Dichter, der solche Werke schreibt; und doch kündet solches Werk meist eine Stellung, muß es auch wohl, die von den verschiedenen Parteien als „für" oder „gegen" empfunden wird. Daß Scharrelmanns Jesus undogmatisch empfunden ist, scheint sicher; ich buche das zu seinen Gunsten. Das menschliche Empfinden, das reine, und daneben auch das reine religiöse Empfinden, das ist es, was Scharrelmann in den mancherlei Kapiteln seines Buches zum Ausdruck bringen wollte. Manche glückliche Erfindung, manche zarte Szene kündet es. Es ist ein sehr stilles Buch — nun darin bleibt Scharrelmann auch hier der alte, im Grunde der Idylliker; das ist ein Vorzug,

ein wenig vielleicht auch ein Nachteil, denn irgendwie ist ein großes Schicksal auch immer dramatisch. Aber zu diesen Jugend- und Jünglingsgeschichten paßt diese Art am ehesten. Die Kapitel, die in der Abteilung „Jerusalem" vereinigt sind, möchte ich in besonderer Weise hervorheben, wie sie das Erwachen des Selbstbewußtseins darstellen.

Überblickt man das Ganze, ist es ein-Gemälde, das in zarten Farben gehalten ist. Es wird das recht fein in einem Buche, das Jesu Jugend darzustellen unternimmt. Einige Teile, besonders gegen den Schluß hin, treten dann auch stärker hervor, dort, wo notwendig die Kontur und Gestalt Jesu deutlicher wird, z. B. im letzten Teil des 3. Buches, im 4. Buche „Nazareth" und im 5. Buche „Am See". Und nochmal, wo ein Dichter aus seiner Innerlichkeit spricht und nicht aus literarischen Absichten schreibt, gibt er sein Bestes.

Die Sprache des Buches ist schlicht und paßt zum Ganzen; einige Male störte mich persönlich eine Stileigenheit, die aus der Bibel herüber genommen ist; ich glaube, daß das gar nicht nötig wäre.

Es sind einige Kapitel da, die an die letzten, tiefsten Schmerzen rühren — leise zwar —, Schmerzen, die Menschen fühlen, solange Menschen sind. Da klopft das Herz des Buches.

*

Scharrelmann hat vor diesem Buche schon eine Reihe erzählender Werke herausgegeben, über die ein paar Worte gesagt seien. Ich nenne **Rund um Sankt Annen,** neue Geschichten aus der Pickbalge. Die Pickbalge ist eine Gasse, in, so meine ich: Bremen, wo Scharrelmann wohnt. Dort hat er diese Typen entdeckt, niederdeutscher, behäbiger, gemütvoller Art; heimatselige Geschichten sind es. Aber sie künden von einem Menschenschlag, den es gibt. Und Werke dieser Art vermitteln seine Kenntnis. Da unten an der Wasserkante, aber auch weiter herauf bis ins Hannöversche und Westfälische kennt man ihn. Vielleicht zieht mich eine Art Wahlverwandtschaft zu solchen Naturen, die, karg oft, scheu oft, manchmal verschlossen, doch meist ein reiches Innenleben haben. Sie leisten etwas, sei es extensiv in der Tat, sei es passiv im Ertragen. ... Scharrelmann kennt und liebt diese Art; und das gibt diesen Büchern ihren Wert. **Selige Armut** und **Piddl Hundertmark,** zwei weitere Werke Scharrelmanns, stammen aus demselben Lebens- und Gestaltenbereich, enthalten aber nicht, wie die Bücher aus der Pickbalge Kleindichtungen, sondern Romane. Aber der Wert liegt auch hier in der Kenntnis und Schilderungsart der stillen Landschaft und der stillen Menschen „da unten". Indeß, in dieser Stille wachsen auch oft Tragödien: „Selige Armut" zeigt es, ein Buch, das bei wenig äußerem Geschehen den innerlichen, persönlichen Zusammenbruch eines ernsten vornehmen Handelsherrn zeigt und das Sichfinden seiner Tochter in eine Stille und Armut hinein. Scharrelmann will ganz offenbar mehr als unterhalten; wollte er nur unterhalten, würden ihm die Bücher nicht in eine solche stille Art hinein geraten, würde er mehr den Sensationen nachgehn. Daß er aber auch farbiger und reicher zu sein vermag, zeigt „Piddl Hundertmark", ein Buch vom Leiden und Überwinden. Es ist natürlich wieder aus seinem eigenen Erlebenskreise — Scharrelmann war lange Lehrer in Bremen und ist ein Freund der Kinderseelen — so zeichnet er hier das Bild und Gemälde eines Jungen, der, früh verwaist, zu fremden Leuten kommt, seine Seele umpflanzen muß und doch derselbe bleibt, eben weil er einen Kern und Mittelpunkt in sich hat. Ein Buch, das „Ja" sagt und Stärke lehrt. Zugleich eins, das aus der Liebe des Verfassers kommt; aus der herzlichen Liebe zu seinen Volksgenossen — und aus dem Bestreben, Dienst an denen zu tun, denen diese Liebe gilt. Darum wiederhole ich: Scharrelmann will nicht nur Romane schreiben, um zu unterhalten, sondern darüber hinaus ethisch wirken. Das aber ist immer das Bestreben der Schaffenden, die nicht im Literatentum landen wollen.

Und es hängt gewiß hiermit innerlich zusammen, daß die Sprache in seinen Büchern einfach und ohne die Verstiegenheiten und ohne die Papierenheit mancher neueren Romanschriftsteller und Literaten ist.

Scharrelmann ist 50 Jahre alt; das ist ein Alter, da man noch manches Werk von einem Dichter erwarten darf. Sein Jesusbuch zeigt uns, daß er im Lebens- und Darstellungsbereich der Menschen „an der Wasserkante" nicht aufgehen will. Daß er der Gefahr des Sicheinspinnens in eine begrenzte Welt entgehen will; wenn er gleichermaßen in der Folge auch in den nächsten Werken zu gesteigerter geistiger Problematik strebt, dann kann es ihm nicht fehlen. In diesem Sinne: Glück auf den Weg!

Düsseldorf Karl Röttger

Gute geistliche Musik

Diese Überschrift besagt, daß hier nichts Anderes und nicht mehr versucht werden soll als ein Überblick über die Ausgaben alter und neuer geistlicher Musik, wie sie heute vorliegen. Dabei beschränken wir uns im Wesentlichen auf die Ausgaben für Gesang, und bei diesen wieder in erster Linie auf diejenigen, die — zum mindesten auch — für Hausmusik und kleinen Chor in Betracht kommen.

1. Alte Lieder in neuen Sätzen

Wir wollen unsern Ausgangspunkt nehmen bei einigen neuen Bemühungen um das Singen. Man sieht die Freude am Singen, die heute wieder weitere Kreise erfaßt, aber man sieht zugleich, was alles gesungen wird und zum Singen angeboten wird: einmal gute alte Lieder, dann durch Korrektur verdorbene alte Lieder und endlich von vornherein wertlose Produkte einer musikarmen Zeit. Woran wird dabei gemessen? Keineswegs rein äußerlich an dem Alter, sondern an der Melodie. Man macht die immer wieder sich bestätigende Erfahrung, daß die Lieder etwa des 15. oder des 16. Jahrhunderts sich in ihrer Melodie wesentlich unterscheiden von den späteren. Diese Tatsache kann man Niemandem einreden, Jeder muß beim Singen selbst dahinter kommen, daß in den alten Liedern eine melodische Echtheit, eine Notwendigkeit und Sicherheit der Linienführung liegt, die wir erst langsam wieder lernen müssen zu entdecken. Das gilt von den weltlichen wie von den geistlichen Liedern, und es ist der Grund dafür, daß eine vor allem in der Jugend lebendige Bewegung sich heute wieder der alten Musik zuwendet, um sie unserm Volk neu zu erschließen.

Wir müssen wieder lernen, die Lieder als melodische Einheit zu hören und zu singen. Dazu waren die meisten bisherigen Ausgaben und vor allem — von wenigen Ausnahmen abgesehen, die diese Bewegung vorwegnahmen — die bisherige Begleitung unserer Volkslieder ungeeignet. Sie unterstützte nicht die Linie, sondern die einzelne Note des Liedes; sie machte jede einzelne Note zu einem Ruhepunkt und löste damit das Lied auf. Ein neues Liederbuch hätte also diesen Fehler zu vermeiden und die alten Lieder auch in Mehrstimmigkeit als Lieder, d. h. als Melodieeinheiten zu Gehör zu bringen.

Als der erste entscheidende Versuch muß hier genannt werden das **Altdeutsche Liederbuch** in polyphonem Satz zu zwei Stimmen von Fritz Jöde. Wolfenbüttel, Kallmeyer (zuerst 1922) 1925. 160 S. 3.50, geb. 4.50 M. — In zwei Abteilungen: Geistliche Lieder und Weltliche Lieder bringt Jöde hier an die 100 Volkslieder aus dem 15. bis 18. Jahrhundert. Manches davon war beim ersten Erscheinen noch weithin unbekannt und ist inzwischen Gemeingut der singenden Jugend geworden. Erste und zweite Stimmen stehen sich selbständig gegenüber, die zweite folgt ähnlich wie im Kanon der ersten und bringt so deren Linie nur deutlicher zum Ausdruck. Die Lieder selbst wie die Begleitung sind zumeist so einfach, daß wir hier ein Liederbuch vor uns haben, das Jeder zur Hand nehmen sollte, der einen Zugang zu den alten Liedern sucht. Gerade zu Weihnachten bringt es einige Volksweisen, an denen Jeder seine Freude haben muß.

Während das „Altdeutsche Liederbuch" in gleicher Weise das geistliche Volkslied wie den Choral enthält, wendet eine andere Neuerscheinung sich bewußt dem protestantischen Choral zu: **Mit Jubelklang, mit Instrumenten schön.** Herausgegeben von Friedrich v. Baußnern und P. Knapp. Wolfenbüttel, Kallmeyer 1926. 24 S., in Großformat. 1.35 M. Fortgesetzt in einer Liederblattreihe **Das fromme Lied.** Bisher liegen zwei Nummern vor: Nr. 1. Komm, heiliger Geist und Nr. 2. Neben uns und in uns Gott. Je 8 S. und 30 Pfg. — Zwei Wege werden hier begangen, die zu neuem Erfassen der alten Choräle führen: der einstimmig rhythmische Satz, der die alten Melodien — Herr Gott, dich loben wir; Christ lag in Todesbanden; Mitten wir im Leben — durch sich selbst wirken läßt; dann der dreistimmige Satz für gleiche oder gemischte Stimmen, mit geringer Anforderung an den Stimmumfang der Sänger. Dabei ist der Inhalt so reich — das Lied der Reformation, das Lied der neuen Kirche in ihrer Leidenszeit, Paul Gerhardt, die Frommen aus Halle und Herrnhut, Tersteegen —, daß die evangelische Jugend nicht nur in Ostpreußen, wo diese Ausgabe entstand, Freude und Gewinn von ihr haben wird. — An einer Stelle müssen wir freilich Kritik üben: wenn die Herausgeber sich dazu bereit finden, zwei Melodien des 16. Jahrhunderts Texte von Ernst Moritz Arndt und Erich Stange unterzulegen (im ersten Liederblatt). Wir möchten wünschen, daß die weiteren Blätter eine solche Verkennung der alten Melodie vermeiden.

Gleichzeitig mit diesen Heften entstand ein anderes, das um ein neues Verstehen der Form der Kantate bemüht ist: **Susanninne.** Eine kleine Weihnachtskantate zu Worten von Matthias Claudius von Walther Hensel. Augsburg, Bärenreiterverlag 1925. 24 S. 1.50 M. — Auch hier wird man nicht auf allzu große Schwierigkeiten stoßen; erforderlich sind Vorsänger, gemischter Chor zu drei Stimmen, Kinderchor, Flöte, Geige(n), Bratsche, Cello, Klampfe(n) und — die singende Gemeinde. Den Text gibt die schöne Weihnachts-Cantilene von Claudius. In Choral, Chorgesang, Sprechgesang, einfach begleitetem Lied und Schlußchoral hört und singt die Gemeinde von dem Weihnachtsgeschehen.

Damit haben wir fast ausschließlich neue Tonsätze genannt; nur bei v. Baußnern finden sich einige alte Sätze. Es liegt ja auf der Hand, daß eine Beschäftigung mit den alten Liedern notwendig auch zu einer Beschäftigung mit den alten Sätzen führen muß. Hier besteht nun ein wesentlicher Unterschied gegenüber der Art, wie man bisher zumeist sich mit den alten Sätzen befaßt und sie veröffentlicht hat. Das mag ein Überblick über einige mehr oder weniger ältere Sammlungen zeigen.

2. Alte Musik in älteren Ausgaben

Ohne Zweifel zu den ältesten noch heute aufgelegten Sammlungen gehören die **Alten und neuen Weihnachtslieder.** Heft 1, für Schule und Haus gesammelt von Caroline Wichern (1879), herausgegeben und zum Teil neu bearbeitet von Elisabeth Friederichs. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 48 S. 50 Pfg. Dazu 1925 Heft 2 ebenso. Heft 1 und 2 zusammen kart. 1.20 M. Klavierausgabe von Heft 1 1920 in 2. Auflage. 68 S. 1.50 M. — Diese Hefte sind bezeichnend für eine vergangene Zeit. Sie bringen eine Fülle von Advents- und Weihnachtsliedern, viele davon sind schon wert, daß man sie singt; andere muten uns so flach und inhaltslos an, daß wir sie gern missen. Ebenso geht es mit den Noten. Da stehen Sätze von Praetorius — darunter das einzigartige Es ist ein Ros entsprungen — und Bach — hier z. B. findet man den vierstimmig eingerichteten Satz Ich steh an deiner Krippe hier —, aber unmittelbar daneben zwei-, drei- und vierstimmige Sätze von recht fraglicher Qualität. So ist die Sammlung für uns heute mehr interessant, als daß wir sie, wie die erst genannten, unbedenklich Jedem in die Hand geben könnten.

Während hier alte und neuere Sätze wahllos vermengt sind, haben wir eine Reihe nicht ganz neuer Sammlungen, die bewußt nur alte Sätze bringen. So das **Chorbuch 1917.** 27 Lieder Martin Luthers, herausgegeben von † Wilhelm Nelle und Johannes Plath. Gütersloh, Bertelsmann. Singheft A. 1. Chorsätze alter Meister. 2. Chorsätze J. S. Bachs. Für gemischten Chor. 1925 [5]. 112 S. Einzeln 2.50 M. — Singheft B. 25 Lieder Luthers in dreistimmigen Tonsätzen. 1925 [5]. 32 S. Einzeln 80 Pfg. — Ausgabe A und B für den Gebrauch des Pfarrers und des Chorleiters. 1925 [4]. 144 S. 7, geb. 9 M. — Hier haben wir in Heft A — Heft B enthält neuere Sätze „im Kirchenstil gesetzt" — eine ganz ausgezeichnete Auswahl vor uns: Walther und Ducis, Haßler, M. Praetorius, Eccard, um nur Einige zu nennen; im zweiten Teil schließen sich Bachsätze an. Und doch fühlen wir uns bei diesen Heften nicht ganz wohl. Wenn man sie aufschlägt, dann sieht man zunächst nicht Melodien vor sich, sondern Crescendos und Decrescendos, Legatos, Zeichen wie p, mp, mf, f, und ff, Fermaten; auch in die Sätze des 16. Jahrhunderts sind Taktstriche eingeschoben; alles Maßnahmen, die zusammen mit der Verkürzung der Noten das Bild der alten Musik völlig vernichten. So kann man die alten Sätze nur dann einrichten, wenn man Eins voraussetzt: daß man durch solche Modernisierung sie der Gegenwart zugänglich mache. Etwas Anderes wird dabei freilich übersehen, daß man nämlich auf diese Weise das, was man retten will, die Musik, gerade preisgibt, indem man die Sänger nicht hinführt zu den alten Melodien, sondern die Melodien einrichtet in ein Schema, das ihnen nicht gemäß ist.

Das gilt auch von den inhaltlich guten neuesten Veröffentlichungen des Verlages: **Weihnachtsgesänge von J. S. Bach** und **Weihnachtsgesänge von M. Praetorius und H. Schütz.** Für 2 bis 4 stimmigen Frauenchor mit und ohne Orgel eingerichtet von Arnold Mendelssohn. Partitur 1.80 und 2.40 M., 3 Singstimmen je 20 und 25 Pfg. — Diese Hefte geben dem Sänger nicht einmal die Partitur in die Hand, die nach Format und Druck nur für die Orgel und den Chorleiter in Betracht kommt. Der Sänger erhält nur das Blatt mit seiner Stimme und ist damit außer Stande gesetzt, die Linienführung des mehrstimmigen Satzes zu verfolgen.

Von diesen Ausgaben hebt eine andere sich vorteilhaft ab: **Klassische Meister des Choralsatzes.** Vier- bis sechsstimmige Choralgesänge der Meister des 16. und 17. Jahrhunderts und Johann Sebastian Bachs, auf Grund der Evangelien und Episteln für den evangelischen Gottesdienst ausgewählt und herausgegeben von Johannes Dittberner. Bremen, Schweers und Haake (1912). Band 1: Vom 1. Advent bis Pfingsten. 107 S. 8 M. (Auch in drei Teilen für je einen Festkreis zu 4, 3.50 und 2.50 M.; die Stimmen einzeln zum 1. Band je 2.50, zu den Teilen je 1.25, 1.15 und 0.75 M.) Band 2: Die Trinitatiszeit. 48 S. 5 M. (Die Stimmen je 1.50 M.) — Wenn auch hier von Taktstrichen durchweg, von Notenverkürzung bei einigen Stücken Gebrauch gemacht ist, so sieht man doch auf den ersten Blick die Einsicht: „Diese Choräle sind außerordentlich empfindlich gegen eine zu häufige Anwendung von Vortragsnuancen, des Crescendo und Decrescendo, Ritardando, gegen ein zu langes Verweilen bei den Zeilenschlüssen" (Vorwort). Die Stimmen sind in Partitur gesetzt, d. h. jede Stimme hat ihr eigenes Notensystem (in den üblichen Schlüsseln natürlich), so daß sowohl die Linienführung der Einzelstimme wie auch die Anlage des Tonsatzes deutlich wird. In solcher musterhafter Aufmachung bringt Dittberner vor allem Sätze von Bach; sie bilden über ein Drittel der Sammlung. Außer ihm sind reichlich vertreten Haßler, Bulpius, Crüger, M. Praetorius, Eccard u. A. Angelegt ist die Sammlung für den evangelischen Gottesdienst. Nach einer Anregung von Liliencrons „Chorordnung" will sie den einheitlichen Charakter der gottesdienstlichen Feier dadurch stärken, daß sie für das ganze Kirchenjahr Lieder zu den alten Perikopen zusammengestellt hat. Man ist erstaunt, was für ein Reichtum unter diesem Gesichtspunkt ans Licht gefördert wird, und kann nur wünschen, daß diese Ausgabe im kirchlichen Leben die Beachtung findet, die sie verdient.

Gern weisen wir gerade vor Weihnachten auf ein kleines Heft hin, das auch schon länger vorliegt: **Neue Weihnachtsliedlein** für gemischten Chor von Leonhard Schröter 1587. Herausgegeben von Bernhard Engelke. Leipzig, Peters (1914). 58 S. 75 Pfg. — Es sind die Lieder, die der Magdeburger Kantor seinen Schülern für den Kurrende- und Kirchengesang gesetzt hat, je für den einen oder andern Zweck vier- oder achtstimmig. Die letzteren schwieriger, die andern einfach, und reich an Musik. Zu dem In natali Domini oder dem Joseph, lieber Joseph mein, das das Kindelwiegen und den alten Chor Virgo Deum genuit aus dem Weihnachtsspiel aneinanderreiht, wird man mit kleinerem Chor immer wieder gern zurückkommen. Der Druck ist klar und übersichtlich.

3. Alte Musik in neuen Ausgaben

Wir wollen mit einer Neuausgabe beginnen, die als vorbildlich gelten kann: **Kirchengesäng.** Psalmen und geistliche Lieder auff die gemeinen Melodeyen mit vier Stimmen simpliciter gesetzet durch Hans Leo Haßler von Nürnberg 1608. Herausgegeben von Ralf von Saalfeld. Augsburg, Bärenreiterverlag 1925. Zwei Teile zu je 2 M., in einem Bande 84 S. 5 M. — Je eine oder zwei Seiten bringen einen Choral, der um des handlichen Formats willen auf zwei Systemen notiert ist. Die Noten stehen im unverkürzten Wert, der ja nicht etwa die Dauer des Tones, sondern das innere Gewicht der Melodie zum Ausdruck bringt. Trennungsstriche finden sich am Schluß jeder Textzeile, Vortragszeichen keine. So stehen die Sätze da, unzugänglich und wuchtig, wie sie sind. Aber gerade so bringen sie Eins zum Ausdruck: daß diese alten Sätze andere Forderungen an uns stellen, als die neueren Sätze, die man auch in unseren Kirchen zuweilen zu hören bekommt. Die gefühlsmäßige Einstellung auf das, was wir singen, genügt nicht; hier muß neu erobert werden, und das erfordert ganze Hingabe. Nur wo ein Kreis sich wieder dieser Musik verpflichtet weiß, nur da kann die Musik lebendig werden, die uns in diesem Liederbuch vorgelegt ist. Es sind die Choralsätze, die Haßler für den Gemeindegesang an der Nürnberger Liebfrauenkirche „simpliciter" gesetzt hat, um der Gemeinde ein gutes Choralbuch mit geringem Stimmumfang zu geben. Diese schlichten Sätze mit ihrer klaren Stimmführung sind ein Werk der Reife; die Kirchengesänge „fugweis" lagen bereits vor. Trotz geringer Anforderung an die Stimmen (zumal an den Tenor) bringt Haßler hier Choralsätze, die gerade in ihrer Einfachheit dem kirchlichen Charakter des Chorals gerecht werden. — Die Weihnachtschoräle sind im ersten Teil enthalten.

Aus den Veröffentlichungen des Bärenreiterverlages seien weiter genannt: **Messen- und Motettensätze** des 15. Jahrhunderts für dreistimmigen Knaben- resp. Frauenchor. Zum praktischen Gebrauch herausgegeben von Karl Dèzes. Heft 1. Augsburg, Bärenreiterverlag 1926. 12 S. in Großformat 1.50 M. — Dies erste Heft enthält sechs Messensätze und Hymnen von G. Dufay, dem Hauptvertreter der sogenannten ersten niederländischen Schule (1. Hälfte des 15. Jahrhunderts). Hier wird wirklich wertvolles Material für dreistimmigen Gesang geboten, freilich — möchten wir bemerken — nur für solche, die mit der alten Musik schon etwas vertraut sind.

Eine Veröffentlichung ebenfalls nicht für den Anfang ist **Das Leiden unsers Herrn Jesu Christi nach dem Evangelisten Johannes.** Von Leonhard Lechner 1594. Aus der Handschrift übertragen von Walther Lipphardt. Herausgegeben von Konrad Ameln. Augsburg, Bärenreiterverlag 1926. 38 S. 3.50, geb. 4.20 M. — Hier ist die Johannespassion Lechners aus der Sammlung des hessischen Landgrafen Moritz des Gelehrten (vgl. oben Spalte 1130/1131) zum ersten Male wieder zugänglich. In gleicher Weise nehmen Musik und Text uns gefangen. Die Dramatisierung, die uns von Bach und Schütz her geläufig ist, fehlt hier fast völlig. Wir werden daran erinnert, daß das Singen der Passionsgeschichte ursprünglich Aufgabe des Priesters war; erst allmählich nahm der Chor ihm diese ab und begleitete mit drei weiteren Stimmen die des Evangelisten. So hat bei Lechner wechselnd eine der vier Stimmen den Passionston; die anderen umgeben sie als Erläuterung und Vertonung des Textes. Es singt nur der Chor, noch tritt an keiner Stelle ein Einzelner oder eine Gruppe aus ihm hervor. Der Charakter der Verkündigung ist streng gewahrt. Auch die später selbstverständliche Reflexion über das Geschehen fehlt innerhalb dieser Passion völlig. Es wird nach der Überschrift, die den Eingang bildet, nur das Evangelium gesungen, zumeist nach Johannes; nichts lenkt von dem Geschehen ab. Erst der Schlußchor setzt Sänger und Hörer zu dem in Beziehung, von dem gesungen wird: „Der du für uns gelitten hast, erbarme dich unser, o Jesu!" — Die Neuausgabe dieses Chorwerks ist nicht nur erfreulich, sondern auch gut. Die einzelnen Stimmen sind in Partitur notiert; die Noten sind verkürzt und durch Taktstriche abgeteilt; Maßnahmen, die bei der klaren Aufmachung durch Zweckmäßigkeitsgründe gerechtfertigt sind. Bisher ist die Passion gesungen vom Leipziger Thomanerchor und vom Kasseler Jugendringchor.

Zwei kleinere Veröffentlichungen des Kallmeyer-Verlages mögen den Schluß bilden. Beide erschienen als Beihefte zum „Musikanten", in deren 1. Reihe: Vokalwerke. Beiheft Nr. 1: **Michael Praetorius, Zwiegesänge.** Ausgewählt und übertragen aus dem 5. und 9. Teil der Musae Sioniae 1605—11 von Fritz Jöde. Wolfenbüttel, Kallmeyer 1925. 40 S. 1 M. — Hier ist eine Reihe zweistimmiger Sätze von geistlichen Liedern und Cho-

rälen zusammengestellt, die gerade in ihrer Zweistimmigkeit ihren besonderen Reiz haben: beide Stimmen suchen um die Wette den Reichtum der Melodie wie des Textes auszudrücken. Dabei setzt Praetorius bei seinen Sängern meist Zweierlei voraus: einen guten Stimmumfang und die Fähigkeit der beiden Stimmen, sich in größeren Abständen voneinander zu bewegen, als wir es gewohnt sind. Man muß sich in diese Zwiegesänge erst einsingen, ausgehend etwa von dem leuchtenden Wie schön leuchtet der Morgenstern; man wird dann vom Einen zum Andern weitergehn und sich eine Fülle guter Musik erschließen, die fürs Haus wie für die Kirche geeignet ist. — Die Ausgabe läßt in klarer Partitur ohne Taktstriche die Linienführung der Stimmen gut hervortreten.

Beiheft Nr. 4: **Vincent Lübeck, Weihnachtskantate** (Willkommen, süßer Bräutigam). Eingerichtet von Helmuth Weiß. Wolfenbüttel, Kallmeyer 1925. 24 S. 90 Pfg. — Auch hier eine Neuausgabe in Partitur, für zweistimmigen Kinder- oder Frauenchor, 2 Einzelstimmen, 2 Geigen (einzeln oder chorisch) und Baß (Cello oder Orgel). Eine alte Kantate, die bei nur geringer Schwierigkeit eine überaus einfache und wirklich gute Weihnachtsmusik für Chor und Instrumente darstellt. Wo die Kräfte zur Aufführung sich zusammenfinden, da sollte man sich für diese Kantate entscheiden; sie führt die Sänger wie die Gemeinde zur Weihnachtsbotschaft hin. Wilhelm Wolff

Eulenburgs kleine Partitur-Ausgaben:

Bruckner, Große Messe in F-moll. 5, geb. 7 M.
Bach, Weihnachtsoratorium 5, geb. 7 M.
Palestrina, Missa papae Marcelli. 1.20 M.
Palestrina, Stabat Mater. 50 Pfg.

wurden uns zugesandt. Für geringes Geld werden hier Meisterwerke kirchlicher Tonkunst in der Urgestalt, zum Teil mit kurzen Einführungen versehen, in sauberem Stich und Druck vorgelegt. Diese Veröffentlichungen sind aufs wärmste zu begrüßen. Möge eine nicht mehr ferne Zukunft einer Partiturenreform die Wege bahnen, wie sie der Unterzeichnete seit 1900 befürwortet und verwirklicht hat, auf daß dem Partiturenfreund nicht mehr auf Schritt und Tritt die chinesischen Zöpfe alter Schlüssel und Transpositionen ins Gesicht schlagen. Immerhin, die Werke liegen doch jetzt — ein großer Fortschritt — handlich und billig vor. Ihre Anschaffung sei dringend empfohlen. Hermann Stephani

Kunst und schöne Literatur

Der Zeichner Hans von Marees. Von Julius Meier-Gräfe. Mit 32 zum Teil mehrfarbigen Lichtdrucktafeln. Großquart. 62 Seiten Text. München, Piper u. Co. 1925. 36 M.

Es sind auch heute immer nur Wenige, die wissen, um was es sich bei Hans von Marees handelt. Er ist nicht einer der Vielen, sondern ein Ausgewählter, zu ernstem Sein, schwerem Leiden und zu großer Kunst berufen. Er steht in der Reihe der Grünewald, Dürer, Rembrandt, van Gogh — er ist eine Erscheinung, die man jetzt erst zu sehen beginnt, und wenn er aus der Verborgenheit überhaupt ans Licht gezogen wurde, so gebührt Meier-Gräfe für seine unermüdliche Arbeit besonderer Dank.

Über diese 32 Zeichnungen ist auf kurzem Raum schlechterdings nicht zu reden. Man sehe sie, dann ist alle Interpretierung überflüssig. Auch Meier-Gräfe verschmäht es, einfühlend oder belehrend an die Blätter heranzuführen. Er sieht sie selbst zu wesentlich, um das zu können. Er ist auch zu voll von dem Wesen dieser Kunst und ihres Schöpfers, um so im Einzelnen sich verlieren zu können. Wo es im Zusammenhang des Ganzen nötig ist, ein Blatt herauszugreifen, da nimmt der Leser und Betrachter mehr mit, als ein mögliches „Verstehen" des Figürlichen oder Künstlerischen; er wird in diesem Einzelnen auch in die Seele „Marees" hineingeführt, in das Problematische seiner Kunst an sich. Also auch nicht von den Zeichnungen im Ganzen nur spricht Meier-Gräfe, da sie doch nicht von dem Werk abzulösen sind: er spricht von Marees. Und indem er von ihm spricht, wird Alles wach, was innerlich Beziehung zu ihm hat. Innerlich, auf das Äußerliche kommt es ihm kaum einmal an. ... Nicht Verwandtschaften will er aufdecken, wenn er von Cimabue, Giotto ... von Renoir, Delacroix ... von Rembrandt, van Gogh und von Cezanne vor allem spricht. Es sind ihm und dem Leser Stützen zur letzten Erkenntnis, oder vielmehr: es liegt Alles mit in dem Erlebnis dieser geistigen Welt.

Hans von Marees, „immer bereit, seinem Genius zu mißtrauen", wie Meier-Gräfe sagt ... wer das Leid seines Lebens, sein Ringen, Grübeln, Verzweifeln, sein immer wieder Sicherheben mitleben will, der lese seine im gleichen Verlag erschienenen Briefe. Es war das Problem seines eigenen Menschentums, das ihn allzeit beschäftigte, und seine Kunst war so sehr Urwesen in ihm, daß seine künstlerischen Probleme mit denen seines inneren Lebens zusammenfielen. Menschliches Ringen war künstlerisches Werden. Er war so überzeugt von seiner Kunst, daß er nicht allein die Hilfe des Freundes annahm, sondern eine Entfremdung von ihm ertragen konnte, daß er die Hilfe wohl als ihm gegeben erkannte und doch auch wieder als eine Verpflichtung gegen das, dem er selbst verpflichtet war. Ein Geringerer hätte dies nicht ertragen können. Einem Geringeren wären auch die Enttäuschungen, Zweifel nicht möglich gewesen, weil sie eben den Drang zum Letzten und Höchsten voraussetzen. Weil sie in einer Welt geschehen, sich ereignen, in der nur der Genius lebt, der trotz allem in instinkthafter Sicherheit seinen Weg zu Ende gehen muß.

„Laß mich noch einmal versuchen zu zeigen, daß wir gestern noch Helden hatten ...", so beginnt die Widmung dieses schönen wertvollen Buches ... und was der Verfasser verspricht, hat er gehalten ... er hat den Helden des Geistes gezeigt, den Kämpfenden und Siegenden ... er hat ihn gezeigt, indem er dem zartesten Faserwerk seiner Seele nachgesucht hat ... ohne ihn zu zerstören ... immer wieder in den Einzelheiten und Subtilitäten selbst die Problematik des Ganzen, der Persönlichkei an sich zu sehen. Erich Bockemühl

Charakterbilder der neueren Kunst. Herausgeber: Paul Joseph Cremers. Bd. 1: **Johannes Greferath** von P. J. Cremers. — Bd. 3: **Eberhard Viegener** von Hans Frank. — Bd. 4: **Thorn-Prikker** von August Hoff. Jeder Band etwa 30 Seiten Text und 25 bis 30 Bildtafeln. Essen, G. D. Baedecker 1925. 5 M.

Die Tatsache allein schon, daß in jedem dieser vorliegenden Bände über die Verkennung der Künstler vor allem in der Heimat geklagt werden muß — Greferath, den man lange Jahre am Niederrhein vergaß, Viegener, den die Vaterstadt Soest bei wesentlichen lokalen künstlerischen Angelegenheiten gänzlich beiseite ließ, und Thorn-Prikker, der bekanntlich sehr um Anerkennung seiner neuen hohen Kunst der Glasmalerei ringen mußte — rechtfertigt ihre Herausgabe. Aber auch um des Geistes der Zeit willen, der aus religiösen Ursächlichkeiten erneut und vor allem in den Werken dieser bedeutenden Gestalter sich repräsentiert, um eben dieses neuen geistigen Wesens willen, das die neue Kunst an sich offenbart, sind diese neuen Bücher willkommen.

Von den Reproduktionen, die zu den eigentlichen Bildern hinleiten sollen, ist nur zu sagen, daß sie gut und in der Auswahl charakteristisch sind. Die Zigeunerin Greferaths und die Bauernfrau Viegeners sind farbig. Wer die Originale kennt, bedauert es ja immer, die Farben sich rekonstruieren zu müssen, vor allem, wenn sie so ausschlaggebend sind wie in Greferaths Ölbildern und Thorn-Prikkers Fenstern. Aber dafür sind die Abbildungen ja auch nur Hinweise und Belege zu den Texten, die in den vorliegenden Bänden alle auf einem den Werken selbst angemessenem Niveau liegen.

Cremers zeigt, wie Greferaths Kunst vor allem in ihm selbst, in seinem erschütterten Herzen, dann in seiner niederrheinischen Heimat und in einer spanischen Reise bedingt ist, er spricht von der seelischen Durchdrungenheit seiner Porträts, der Verwandtschaft seiner Landschaften, in der er die gemüthaft tiefe Naturfreudigkeit germanischen Wesens erkennt, mit innerlich romantischer Weltanschauung, die nie die Sinne verleugnet und dann von der Musikalität seiner Schöpfungen, in denen es sich immer um die seelische Gestalt der Dinge handelt.

Über Viegener schreibt Hans Frank, seine Erdverwachsenheit nachweisend, in seinem äußeren wie inneren Leben und im Hinblick auf den pflanzlich-organischen Charakter, auf das Urwesenhafte seiner Formungen auch in seinen Bildern. Viegener ist Christ, gläubiger Christ, und in der Mystik seiner Bilder ist diese Besonderheit Wirklichkeit. Viegener ist Autodidakt — ob in den Aquarellen, Holzschnitten, Ölbildern — er schafft immer aus einer drängenden Dämonie, immer vereinfachend, immer klarer werdend, immer mehr sich seelisch realisierend.

August Hoff spricht zunächst über die Geschichte der Glasmalerei, soweit natürlich nur, als sie zur Kennzeichnung des Neuen, das Thorn-Prikker brachte, von nöten ist. Von der feinen mittelalterlichen Kunst, die nicht wie die nachherige Kabinettsmalerei ein Malen nur auf Glas war, sondern mit dem Glas, an die Thorn-Prikker technisch wieder anknüpfte. Er spricht dann von den einzelnen Werken. Vor allem aber vermag er es, mit seinen Darlegungen weitere Kreise von dem religiösen Wesen dieser Gestaltungen zu überzeugen. Hoff beweist es in dieser kurzen Einleitung — und das ist ihr Wesen — wie Thorn-Prikker das religiöse Suchen unserer Zeit verkörpert und einfach durch sein wirkendes Dasein vertieft. Er ist wohl unbestritten einer der bedeutendsten und interessantesten künstlerischen Persönlichkeiten unserer Tage. Erich Bockemühl

Mein Weg zur Kunst. Von Monika Hunnius. Heilbronn, Eugen Salzer 1926. 352 S. Geb. 6.60 M.

Rodinka. Eine russische Erinnerung. Von Lou Andreas-Salomé. Jena, Eugen Diederichs. 2.50, geb. 3.50 M.

Zwei Frauenbücher, die anzuzeigen eine Freude ist. Das erste ganz schlicht, ohne literarische Mätzchen, aber lebendig erzählt, wie eine kluge reife Frau erzählt, die nicht wie ein Pfau Rad schlägt oder sich selbst herausstellen will. Und dennoch von größter Eindrücklichkeit. Die Baltin erzählt ihr eigenes Leben, Wachsen und Reifen, ihren Weg zur Kunst, der Gesangskunst; aber es wird ihr Weg zum persönlichen Leben daraus. Er weist Lücken inneren Erlebens auf, wie das ja nicht anders sein kann, und es tut einem leid um diese Lücken, denn man hat die Verfasserin lieb gewonnen. Ich las daraus in jugendlichem Kreis die erschütternden Kapitel aus der Kriegszeit und der Bolschewikenherrschaft in Riga vor, und wir waren wie gebannt. Echtheit und schlichte Wahrhaftigkeit, dazu eine unaufdringliche, fast verborgene Frömmigkeit kennzeichnen dies Buch, das um seiner in-

neren Qualität willen Jeden fesselt, der es zur Hand nimmt, solche, die Sänger und Musikstudierende sind, ganz besonders.

Künstlerisch noch höher und menschlich mindestens gleichwertig ist „Rodinka". Eine Deutsche, die ihre Jugend in Rußland verbracht hat und die dann einige Jahre später noch einmal einen Sommer dort verlebt, erzählt von den Menschen um sie, dem Volk, dem Land, der Natur, der Religion. Noch nie habe ich ein Buch gelesen, auch nicht von einem Russen, das mir die Seele dieses östlichen Volkes so lieb machte und so verstehend nahe gebracht hat. Natürlich, es ist wohl mit den Augen der Liebe gesehen, aber das macht gerade Vertrauen. Denn Niemand erkennt bis zur letzten Wurzel als nur der Liebende, und bloße Kritik ist immer unfruchtbar. Daß die Verfasserin nicht selbst Russin ist, bereichert ihr Buch; denn erst durch den inneren Abstand kann man das Andersartige erkennen und schildern. Nur muß man ganz ins Herz des Andersartigen versunken gewesen und darnach wieder aufgetaucht sein.

Den Untergrund ihrer Schilderung bildet die Natur; man lebt sie mit, man sieht sie: die große Steppe, die unter der Mittagsglut liegt und in deren Stille nur das Summen der Bienen wie fernes Glockenläuten erklingt. Dann, fast noch zur Natur gehörend, das Volk auf dem Lande, das so fern von Bildung ist und das doch so leicht dem Menschenbruder, der, durch soziale und Bildungsklüfte von ihm getrennt ist, die Seele öffnet, daß man ehrfürchtig staunt. In einem Gespräch über Obrigkeit sagt eine Bauersfrau: „Ohne Gott: kein Ansehn, Mütterchen — wisse. In Jeglichem noch, der Gewalt hat oder Ansehn, ehrt man nur Gott allein. Sie leihen es von Gott und haben es ihm zurückzugeben, wenn sie hinausgehen aus der Welt. Wer wäre auch sonst, der sich nicht schämen würde, mehr sein zu wollen als unser Bruder!"

Die Menschen, die sich aus diesem Untergrund Volk herausheben: die Mutter und Gutsherrin, Götzenbild, Heilige, kluges herrschsüchtiges Weib und leidenschaftliche Mutter, alles in Einem; dann Ksenia, das naturnahe tragende Weib, gütig, fruchtbar, kindlich und voll erdentströmter Kraft. Der Held Witalii, der sich vom Christentum gelöst hat und doch, sich opfernd, das Christentum lebt.... Jeder Einzelne ein scharf umrissener Charakter, lebendig und glaubhaft.

Der Gang der Handlung ist einfach. Ein Stück Jugend, gelebt in Petersburg in den Jahren 1879—80, in der Atmosphäre vor Ausbruch der Revolution inmitten freiheitlich gesinnter Jugend, und dann noch ein späterer früchteschwerer Sommer auf einem russischen Gut, an dessen Ende das Verhängnis auftaucht, das in Rußland damals die Freiheitlichen und die das Volk Liebenden bedrohte. Eigentlich keine Romankomposition, nur ein Leben mit russischen Menschen in russischem Land, bei russischer Frömmigkeit. Und unter all diesem Leben die dunkle Glut russischer Seele, in die man hineinstürzt, liebend und bejahend. Aber ohne darin zu verbrennen. Ein ganz starker Eindruck!

Helene Christaller

Wo Liebe ist, da ist auch Gott. Fünf Erzählungen von Leo Tolstoi. Mit einem farbigen Titelbild und 52 Textbildern von Theodor Brün. Berlin, Furche-Verlag 1926. 83 S. Geb. 6 M.

Die fünf Stücke aus Tolstois Volkserzählungen hatte ich längst gelesen, und doch möchte ich nachdrücklich auf diese Ausgabe hinweisen, in der sie neu und besonders eindringlich in Verbindung mit den Tuschezeichnungen von Theodor Brün zu uns sprechen. Wie oft sind Illustrationen eine belanglose Beigabe; manchmal auch ganz interessant, wo sich an einem Werk der Weltliteratur ein Zeichner versucht; es lohnt sich zuzusehen, ob er der Sache gewachsen ist. Hier in diesen Zeichnungen liegt ein eigentümliches Vermögen, zu menschlich Wesentlichem vorzudringen. Tolstoi schrieb bekanntlich mit Tendenz. Seine eigentlich künstlerische Fähigkeit betrachtete er mit Mißtrauen und hat sie bisweilen in peinlicher Weise einer Idee zu Liebe verstümmelt. Aber sein Künstlertum ist da und bricht durch alle Tendenz. Brüns Zeichnungen holen prachtvoll den Erzähler Tolstoi heraus, das menschlich Starke und Fruchtbare wird unterstrichen. Man vergesse das Buch nicht zu Weihnachten. Man kann es oft ansehen und entdeckt jedesmal neue Schönheiten und Tiefen.

Wilhelm Loew

Kristin Lavranstochter. Von Sigrid Undset. Frankfurt a. M., Rütten u. Loening 1926. 1. „Der Kranz", 408 S. Geb. 8 M.; 2. „Die Frau", 586 S. Geb. 10 M. Ein dritter Band „Das Kreuz" steht noch aus.

Die Dichterin ist in Deutschland als jüngste Nobelpreisträgerin nicht mehr unbekannt. Mit der „Kristin Lavranstochter" hat sich Sigrid Undset zunächst in Norwegen, Schweden, Dänemark und Finnland einen glänzenden Ruhm erschrieben. Nur die Grenzen der Sprache sind daran schuld gewesen, daß die Undset bei uns erst später weiteren Kreisen zugänglich wurde. Wenn der Verlag Rütten und Loening das Werk nun in einer dreibändigen, geschmackvoll gedruckten Ausgabe deutsch erscheinen läßt, so macht er das deutsche Volk mit einem der wenigen neueren, ganz großen Romane bekannt, der etwa einem Johann Christof von Romain Rolland nicht an Art, aber an Umfaßtheit und Tiefe zur Seite zu stellen ist.

Was an dem Werk der Undset vor allem einen seltenen und auffallenden Vorzug ausmacht, das ist seine Geradheit, Ehrlichkeit und Unmittelbarkeit. Es wird ganz einfach ungeschminkt erzählt, wie die Dinge waren und wie sie vor sich gingen, ohne Umschweife, ohne Geistreichelei, ohne Formfloskeln — das ist der Leser moderner Literatur nicht mehr gewöhnt, in der das „Formale", das „Wie" eine so wichtige Rolle spielt. Aber gerade dieser Umstand verleiht dem Werk etwas Kräftiges und Unbekümmertes; das berührt wie ein Hauch aus der unverbrauchten Zeit, in der die Handlung spielt: erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Ort ist Norwegen, hauptsächlich das breite Gudbrandstal, der Kern des Landes, wo heute auch Undsets Heim Bjerkebaek liegt. — Gegenstand der Erzählung ist ein Frauenschicksal von der Geburt bis zum Tode: das Kind mit seiner verehrenden Hingabe an den Vater (die Mutter tritt etwas zurück); die Jungfrau, in der eine starke, eigenwillige und doch süße Liebe erwacht, die sie Sitte, gesellschaftlichen Anstand, Eltern und Verlobten vergessen läßt; die Frau, die sieben Söhne bekommt, sie in warmer Liebe betreut und mit einem seltsamen, aber echten Wechsel von Hingabe und Verstimmtheit ihrem Gatten begegnet. Sehr viel Sorgfalt ist auf die Schilderung des religiösen Innenlebens Kristins verwendet. Der Zeit entsprechend trägt es katholische Art; bei kirchentreuester, autoritativer Frömmigkeit ist es menschlich echt und warm. Überhaupt geht durch die ganze Dichtung eine religiöse Ursprünglichkeit, die das Menschenschicksal unter den Maßstäben des Ewigen betrachtet und dadurch jene tiefe Lebensweisheit spüren läßt, die das Leben des Einzelnen in allem Ernst nimmt, aber doch in seiner Vergänglichkeit sieht: die in Gott ergebene Tragik des Menschendaseins! Auch Aberglaube wird liebevoll durchleuchtet — man versteht, wie die Dichterin, die sich so in die mittelalterlichen Formen der Frömmigkeit hineingelebt hat, schließlich persönlich den Schritt in diese die romantischen Ideale noch hütende Kirche tun konnte. — Neben Kristin treten als Hauptpersonen auf die Männer, zu denen sie das innigste Verhältnis hatte: ihr Vater Lavrans und ihr Geliebter und Gatte Erlend. Der Erstere eine fromme, gerade, echte, gerechte Natur, mild überlegen und voller Kraft, aber nicht ohne Schwächen, der Letztere ein schöner, tapferer, unruhiger, nach Taten gieriger Charakter, leichtsinnig, nicht ganz zuverlässig, gegen die Gattin gut, aber nicht ganz zufrieden mit ihr für sein unruhiges, stürmisches Blut. Klar gezeichnet ist auch der ehemalige Verlobte der Kristin, Simon Darre. Auch sonst begegnet eine Fülle von Menschen; da allerdings beginnt die Grenze des Klaren, wie an einigen Stellen der Roman von Verworrenheit und im zweiten Band von Nebensächliches betonenden Breiten nicht frei ist. Man liest aber stellenweise mit größter menschlicher Ergriffenheit; es ist eine Geschichte, die man nicht wieder vergißt, die man ein zweites Mal liest,weil sie das eigene Leben formt. Es ist dauernd wertvoller Besitz, den man sich mit diesen Bänden erwirbt. — Der historische Rahmen: Sitten, Gebräuche, Kleidung und Ereignisse machen den Eindruck der Echtheit, sie werden so sicher von der Dichterin gehandhabt, als ob sie selbst in der Zeit gelebt hätte. Es sollen sich bereits Historiker auf ihre Darstellung als Beispiel berufen. Die Stärke der Dichtung aber liegt doch im zeitlos Menschlichen; dadurch, daß sie in die Vergangenheit verlegt wird, wird die Zeitlosigkeit nur noch deutlicher und ihr Wesenscharakter ohne die Belastung der modernen Kompliziertheit nur noch klarer. — Das letzte Wort kann freilich erst nach Erscheinen des dritten Bandes gesprochen werden; man darf aber mit Grund hoffen, daß dem großen Werk ein großer Abschluß beschieden sein wird.

Georg Wünsch

In den Dschungeln der Wälder und Menschen. Von Ferdinand Ossendowski. 21.—30. Tausend. Frankfurt a. M., Sozietätsdruckerei o. J. 395 S. Geb. 6 M.

Im Sibirischen Zuchthaus. Von demselben. Ebenda o. J. 427 S. Geb. 8.50 M.

Um Ferdinand Ossendowski. Ebenda 1925. 165 S. 2 M.

Der Streit um Ossendowski ist wohl noch in Vieler Erinnerung. Bekannt geworden durch sein fabelhaft eindrucksvolles Buch „Tiere, Menschen und Götter", wurde die Wahrheit seiner Schilderung, zumal von Sven Hedin, angezweifelt. Über diesen Streit berichtet das zuletzt genannte Buch, das Zeugnisse und Dokumente beibringt, die zeigen sollen, daß Ossendowski wirklich in jenen Gegenden zwischen Himalaja und der chinesischen Grenze war und daß er da Außerordentliches erlebte. Meines Wissens ist der Streit endgültig nie abgeschlossen worden; soviel aber aus den Veröffentlichungen zu ersehen ist, kann Ossendowskis Echtheit nicht bezweifelt werden. Er war in jenen Gegenden, und das zu einer Zeit gewaltigster Umwälzungen unter grauenhaften Begleiterscheinungen. Manches mag im Kolorit noch übertrieben sein und im Einzelnen schriftstellerische Freiheit gewaltet haben; das braucht aber nicht auf das Konto bewußter Raffiniertheit geschrieben zu werden, es dürfte den Eindruck wiedergeben, den der Verfasser hatte: so sah er die Dinge. Und so sind seine Bücher, auch wenn sie nicht in allen Punkten geschichtlich glaubhaft zu belegen sind, doch ein historisches Zeugnis für die Ereignisse und vor allem für die Stimmung, die in jenen Vorgängen um 1918 in Ostasien herrschte, vielleicht ein Zeugnis für die Stimmung überhaupt, mit der ein Europäer diesen merkwürdigen Landstrich gegenübersteht. So ist nicht nur Tatsächliches zu lernen aus diesen Büchern, sondern zu lernen von einem glänzenden Schriftsteller in spannender Form.

Das gilt auch von den beiden zuerst genannten Büchern. Beide sind interessant zu lesen. Das zweite, sehr maßvoll und wahrheitsgetreu, schildert die Erlebnisse des Verfassers als Laboratoriumsleiter und Rohstofforganisator hinter der russischen Front im russisch-japanischen Krieg, seine Organisationstätigkeit beim Zusammenbruch der Front und seine Gefangennahme durch die russische Polizei. Den Höhepunkt bildet die Schilderung der sibirischen Gefängnisse, mit denen er Bekanntschaft machen mußte. Sein Kampf für die Besserung der Verhältnisse in diesen Zuchthäusern nach seiner Freilassung trug ihm eine von Tausenden von Strafgefangenen unterschriebene und u. a. von Leo Tolstoi und W. Korolenko mitunterzeichnete Dankadresse ein. — „In den Dschungeln der Wälder und Menschen" scheint mir in manchen Einzelheiten weniger zuverlässig, ist aber sehr eindrucksvoll in der Schilderung der Natur und Tierwelt Ostsibiriens. Da dürfte in der Tat Wahrheit und Dichtung stark vermengt sein, aber auch hier gilt, was oben zum Ganzen gesagt wurde: das Buch hat seinen Wert in einer im allgemeinen Rahmen wahren Wirklichkeitsschilderung durch spannende Form, die freilich durch einen Zug zur Grauenhaftigkeit erreicht wird. Georg Wünsch

Laubstreu. Von Irene Forbes-Mosse. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1925. 199 S. Geb. 4 M.

Es gibt in der Bildhauerei ganz flache Reliefs. Sie sehen unscheinbar aus; wenn man von anderen plastischen Arbeiten kommt, oder ihnen in einem Zimmer oder Treppenhaus begegnet, kann man sie übersehen. Überall sind so viel deutlichere Dinge, — Stuhlbeine, Türen, Treppenpfosten, Menschen mit Hüten und Stiefeln, — überall so viel Wirklichkeit.

Wenn man aber bei ihnen stehen bleibt, ist man fast erschrocken über den Umfang an Wirklichkeit, der in ihnen ist.

Jedermann kennt die ägyptischen Flachbilder, auf denen man Füchse, Enten, Reiher sieht. In der flachen Hebung ihrer Form sind sie so treffend dargestellt, daß man nicht nur den einen Fuchs, oder den einen Reiher erkennt, sondern seine ganze Lebensweise wittert und die lange Reihe seiner Vorfahren, von denen er der Abkömmling ist, eine Sammlung aller ihrer Eigenschaften. —

So kommen mir die Bücher der Gräfin Irene Flemming vor, der Enkelin von Bettina Brentano und Achim von Arnim, Frau Forbes-Mosse, wie sie sich mit dem Namen ihres engländischen Mannes nennt.

Es ist nicht große und nicht dramatische Plastik, aber so fein gesehen, daß um eine einzige jugendliche Figur her das ganze Lebensgebiet atmet: die lange Vergangenheit uralter Familien- und Landsitze und die anmutige, leichtgehandhabte Formvollendung ihrer überlieferten Erziehung. Das Buch „Laubstreu" ist eine Sammlung erinnerungsvoller Erzählungen.

Wunderschön ist auch, wie der Humor unter dem zarten Profil der Modellierung heimlich lacht:

beim Anblick der kleinen geduckten Bürgerhäuschen unterhalb der Schloßterrassen, wo die Stiche verblichener Landesväter an den Wänden hängen; — bei der eleganten Verkaufsbude an der Promenade, deren Besitzerin man ansieht, daß sie sämtlichen Fürstlichkeiten Europas schon Handschuhe angemessen hat; — bei dem ehrwürdigen Buch von Robinson, der nicht verhungern konnte, weil seine Erfindungsgabe ihm immer neue Hilfsmittel erschloß, zu dem dafür im Augenblick tiefster Niedergeschlagenheit „aus dem unerschöpflichen Wrak eine Bibel hergeschwommen kam"; — beim Anblick der bejahrten Diplomaten mit ihren einbalsamierten Anekdoten, bei denen die alten vorehmen Russinnen kleine Schreie ausstießen wie teilnahmvolle Papageien; dieselben Russinnen, zu denen man kaum durchdringen konnte vor dem Gewühl fürstlicher Andenken in ihren Salons; — und nicht zuletzt beim Wechsel des Glücks und der Jahreszeiten. — „Wenn der Sommer zu Ende geht, — nennt man ihn darum einen Verräter?" Beate Bonus

Mutter des Lebens. Von Grete Friedrich. Rudolstadt, Greifenverlag 1925. 145 S. 2.70 M., geb. 4 M.

Ein Tendenzroman aus, wenn man so sagen darf, „freideutschem" Geist. Sehr ansprechend in der freien Natürlichkeit, mit der in diesem Buche letzte und leider bisher nie offen behandelte Lebensfragen besprochen werden. Auch die Sprache der Erzählung, die als solche einfach und anspruchslos ist, bekundet eine starke und ausgeprägte Eigenart der Verfasserin, die sie freilich nicht selten zu allerlei gewollten und gekünstelten Sprachbildungen verleitet. Der Wert dieses Buches wird indessen nicht unwesentlich beeinträchtigt durch die anmaßliche Absolutheit der hier vertretenen Anschauungen anderen Meinungen gegenüber, an denen gerade dieser Fehler mit aller Schärfe getadelt wird.

Gustav Mensching

Von klugen Frauen und Füchsen. Märchen von der Niederelbe. Neue Folge. Von Hans Friedrich Blunck. Mit sechs Holzschnitten von Hans Pape. Jena, Diederichs 1926. 259 S. Geb. 8.50 M.

Wer Blucks Romane kennt, den überrascht es nicht, daß dieser Dichter Märchen zu schreiben vermag. Er lebt mit den Dingen der Natur. Mit Tieren, Pflanzen, Steinen und Wäldern, mit dem Meer und der Heide und auch mit den geheimen Kräften, die nur zu erspüren, nicht zu enträtseln sind. Er lebt mit der Seele der Menschen, des niederelbischen Volkes — und so sind diese Märchen kaum anders aus der Volksseele geworden als die, die wir in den Sammlungen aus allen Gegenden Deutschlands kennen. Kunstmärchen? Gewiß sind sie hohe Kunst, beste Dichtung, und doch nicht in dem Sinne eines Gegensatzes zum Volksmärchen. Es ist nichts absichtlich Gekünsteltes in ihnen, sie sind gewachsen und im Innersten echt und schön. Zart, leise, wie ein Gesang, ein Lied aus Welt und Wind ... oder grotesk und polternd laut, kapriziös und lustig ... also mannigfaltig in Inhalt und Form, keins dem andern gleich, immer voll neuer Einfälle und neuer Gedanken. Und dabei überaus farbig, auf dunklem Grund ein helles, wunderbares Leuchten. Und zuletzt ist alles tief erschaut, denn dieses Dichters Seele ist tief und doch so sehr sehr einfach, daß selbst das philosophisch Schwere einfach und klar in der Plastik der Gestaltung dasteht.

Hier ist nichts mit dem Verstand erdacht, es ist aus der Seele, der Intuition und in manchem Symbol geworden, Symbol und Mythos. Der Inhalt ist, wie immer und gar nicht anders möglich, das Menschenleben, Schicksal, Leid und Glück. Über aller Gestaltung aber schwebt freundlich lächelnd der Humor der großen menschlich schönen Resignation, der Humor der Weisheit und Güte. Erich Bockemühl

Langens Bücher der Bildung. Band 22: **Goethes Sprüche in Prosa.** Band 23 und 24: Gregorovius, **Rom in der Renaissance.** München, Albert Langen. Geb. je 4 M.

Jeder neue Band dieser vorzüglichen und bereits allseits in der gebildeten Welt beliebten Buchreihe des rührigen Verlags kann mit besonderer Freude hervorgehoben werden.

Den früheren Goethebüchern der Reihe: „Urgoethe" (Urfaust, Urgötz, Prosa, Iphigenie), „Die schönen Essays" gesellt sich dieser neue, der die „Sprüche in Prosa" enthält, als interessante, wertvolle Sammlung bei. Und auch die Gregoroviusbände haben in den früheren „Rom im Mittelalter" ihre würdigen Vorgänger. Renaissancezeit. Sie führen von Rienzi und Petrarca zu Michel Angelo und Raffael und schildern die Pontifikate Pius II., Alexander IV., Julius II. und Leo X. Erich Bockemühl

Soziales

Die soziale Erneuerung der Menschheit durch das Christentum. Von Adolf Keller. Sonderdruck aus der „Eiche". 20 S. (Vgl. Juniheft der Eiche und CW 1926, 10, 493.)

Der Vortrag sucht nicht die oft verhandelten grundsätzlichen Fragen dieses Themas noch einmal zu verhandeln, sondern es wird wie in einer Gefechtspause die neue Lage nach dem ersten Abschnitt des Kampfes überblickt, das Ergebnis gezogen, und die neue Aufgabe in ihren verschiedenen Zügen abgesteckt. Alles mit klarer kluger Sachlichkeit und Entschiedenheit. Der soziale Wille innerhalb der Kirche ist m. E. allerdings viel zu günstig beurteilt, wenigstens für Deutschland. Werner de Boor

Amerika-Europa. Erfahrungen einer Reise. Von Arthur Feiler. Frankfurt, Sozietätsdruckerei 1926. 338 S. 8, geb. 10 M.

Es wird jetzt viel über Amerika geschrieben. Das Wunderland, das keine Not kennt und vorbildlich ist für die Einrichtung materieller Dinge; das Land, das während des Krieges und nach dem Krieg den Reichtum und die Produktivität Europas aufgesaugt hat. So sehr man es bewundert, so sehr schimpft man auch darüber, warnt vor Amerikanisierung, wehrt amerikanischen Geist und amerikanische Methoden als uneuropäisch ab. Ich war einmal Zeuge, wie ein Großindustrieller Amerikas Wirtschaftstechnik vor einer breiten Öffentlichkeit schroff zurückwies, er aber eine Stunde später mir im Privatgespräch sagte: Es hilft nichts, wir müssen unsere Industrie amerikanisieren; und heute ist er selbst über dem großen Wasser, um seine Studien zu machen. Dieses Verhalten ist typisch: man belächelt die Amerikabewunderung, verwahrt sich entrüstet dagegen und folgt ihr dann selbst. — Nun lernt man ein Land und Volk wie das der Vereinigten Staaten nicht so schnell kennen. Aus der Ferne schon gar nicht; aber auch nur oberflächlich, wenn man einige Monate drüben war. Und viele Amerikabücher sind doch nur Augenblicksprodukte, die persönliche Eindrücke wiedergeben, diese interessant aufmachen und darum nur journalistischen Wert haben. Vorliegendes Buch von Arthur Feiler drängt gerade das Persönliche des zufälligen Erfahrungsausschnitts zurück. Selten wird von eigenen Erlebnissen berichtet, öfter schon werden die Aussprüche kluger Amerikaner oder Amerikanerinnen wiedergegeben, auch Zitate aus instruktiven amerikanischen Büchern über Amerika. Das Buch will das Ganze des amerikanischen Lebens erfassen mit Ausnahme des Südens; es ist kurz im Stil und kühl objektiv gehalten. Darum viel Zahlen und kleinere Tabellen. Der Verfasser läßt die Sache reden. Amerika selbst berichtet von sich, der Verfasser macht nur seine Zwischenbemerkungen. Und gerade das macht dies Buch wertvoll. Ich kenne kein Buch, das so sachlich, so spannend, so kurz und so umfassend zugleich über Amerika unterrichtet. Die besten Partien sind die wirtschaftlichen: über Lebensraum des Amerikaners, Land- und Siedlungsfragen, Industrie, natürlich auch das unvermeidliche Auto, Ertrag, Handel, Käuferschaft, Ar-

beitsmethode und Gewerkschaften. Das Resultat von allem ist, daß Amerika eine staunenswerte Prosperität besitzt, einen Reichtum an Wirtschaftsgütern und Aufstiegsmöglichkeit für den Einzelnen, womit sich das festgefahrene, aufgeteilte Europa nicht messen kann. Doch zeigt sich bereits der Umschwung zu einer Verfestigung der Verhältnisse; der Reichtum ist wohl noch da, aber doch nicht mehr unbegrenzt. Der Arbeiter hält sich dort nicht mit seiner Nachkommenschaft festgebannt in seine Klassenlage, er darf mit Aussicht hoffen, selbst Kapitalist zu werden und in die herrschenden Klassen aufzusteigen; darum die Unpopularität des Sozialismus unter der Arbeiterschaft. So umfassend das Buch über Wirtschaft und soziale Verhältnisse berichtet, so befriedigen die Teile, welche die „Amerikanische Welt" behandeln, weniger. Auch da interessante Streiflichter, aber es geht weniger in die Tiefe. Über die Rassen und Kirchen hätte noch mehr gesagt werden können, aber man kann eben nicht alles von einem Buch verlangen. Da helfen den Lesern der CW die Aufsätze von Frick weiter.

Erstaunlich ist mir folgende Beobachtung am amerikanischen Leben. Es gibt kein Land der Welt, das so reich, so produktiv, so glänzend organisiert und geeignet ist, die materiellen Lebensbedürfnisse seiner Einwohner zu befriedigen. Das sollte doch eine Beruhigung des wirtschaftlichen Daseins bewirken, da die meisten Menschen doch nicht mehr zu sorgen brauchen für das Nötigste. Aber trotzdem eine verzweifelte Unrast, ein Jagen und Hasten nach Geld, ein Nie-Genug-Haben des Einzelnen, das tieferes geistiges Interesse zerstört. Amerika ist das Land wildester Erwerbsdämonie bei voller Freiheit des Konkurrenzkampfes, der die betrüblichsten Erscheinungen zeitigt. Darum ist es nicht das Land wirklichen Glücks, nicht das nachahmenswerte Beispiel für Europa. Ja nachahmenswert in Art und Methode reichlicher Güterproduktion, die aber dann zum Fluch wird, wenn sie nicht der Entlastung des Lebens von der Vordringlichkeit der Wirtschaft dient. Es gibt kleine Kreise in Amerika, die das Unheil wissen und beklagen, die bei aller äußeren Prosperität die innere Armut des Volkes fühlen. Möchten sie zum Heil Amerikas recht stark werden! Europa ist anders, ganz anders als Amerika, und wirtschaftlich kann es viel von ihm lernen; aber es will mir scheinen, daß wir die Kämpfe um den Wirtschaftsgeist, die wir heute in Europa mit blutigem Grimm ausfechten, auch noch Amerika zugute kommen müssen. Erst wenn ihm einmal der Segen privatkapitalistischer Konkurrenzwirtschaft fraglich geworden ist, vor allem seinen Arbeitern, dann hat für es die Stunde des Anfangs des Heils geschlagen. Georg Wünsch

Wissenschaftliche Betriebsorganisation und Taylor-System. Von Professor J. Ermanski. Berlin, J. H. W. Dietz Nachf. 1925. 552 S. 15 M.

„Wie steigern wir die Produktivität der deutschen Volkswirtschaft?" Diese Frage bewegt und erhitzt heute alle, denen das wirtschaftliche Wohl des Volkes am Herzen liegt. Unter Produktivität ist dabei nicht eigentlich die maximale Steigerung der Herstellung von Wirtschaftsgütern zu verstehen, sondern deren Herstellung unter kleinsten Aufwand, also deren Verbilligung. Der dem populären Bewußtsein einleuchtendste Weg dazu ist die Erhöhung der Arbeitszeit und die Senkung der Löhne. Durch mehr, d. h. zeitlich längere und intensivere Arbeit und durch ihre niedrigere Bezahlung glaubt man der Wirtschaftskrise Herr zu werden. Amerika ist nun das Land nicht gerade hoher Arbeitszeiten, wohl aber hoher Intensität der Arbeit. Es gibt verschiedene Systeme, die Intensität beim einzelnen Arbeiter zu steigern, namentlich Prämienlohnsysteme; das bekannteste und radikalste derartige System aber ist das Taylorsystem. Es nennt sich wissenschaftlich, da es methodisch und rationell seine Resultate gewinnt, hauptsächlich durch Experimente mit Arbeitern, bei denen die Stoppuhr eine wichtige Rolle spielt. Der Arbeitsvorgang wird in Teilvorgänge zerlegt, diese werden zeitlich gemessen, die höchst erreichten, also maximalen Leistungen als normales „Pensum" festgesetzt, das unter Überwindung der „vorsätzlichen Schlaffheit", d. h. der durch die Gewerkschaften empfohlenen Faulheit der Arbeiter, die von jedem Arbeiter zu fordernde und mögliche Summe von Arbeitsenergie darstellt.

Dieses System ist unter den Arbeitern als mörderische Ausbeutung der Arbeitskraft verhaßt. Mit ihm setzt sich nun das oben genannte Buch auf das gründlichste auseinander. Es ist zum erstenmal 1918 in Rußland erschienen, hat dort vier Auflagen erlebt und wurde dann von Judith Grünfeld klar und verständlich ins Deutsche übersetzt. Ermanski hat sich aber nicht nur die Bekämpfung des Taylorismus zur Aufgabe gesetzt, sondern darüber hinaus Anregungen für die Erforschung des Problems der Arbeit überhaupt geben wollen. Der Pseudowissenschaftlichkeit der Taylorschen Methode stellt er die Methode wirklicher Arbeitswissenschaft entgegen und zeigt die Möglichkeit ihrer erstaunlichen Fruchtbarkeit. Ökonomik, Technik und Psychophysiologie müssen zusammenhelfen, um die Vorgänge bei der Arbeit eines modernen Fabrikarbeiters zu untersuchen. Vor allem handelt es sich dabei um das Problem der Ermüdung, um die Frage des Kräfteverbrauchs und Kräfteersatzes. Der Verfasser hat sich dabei weit in die Psychophysiologie hinein vertieft und höchst interessante Resultate an Hand bester Literatur geboten. Dem Problem der Ermüdung widmet Ermanski am Schluß des Buches noch einen besonderen Anhang.

Das Grundlegende an dem Buch ist, daß es sehr scharf und einleuchtend am Arbeitsprozeß zwei Seiten auseinanderhält, die man in der Regel ineinanderwirft: Produktivität und Intensität; Optimum und Maximum. Produktive Arbeit ist eine solche, die unter Aufwendung geringster Mittel, auch geringster Nerven- und Muskelkraft, ein Maximum an Wirtschaftsgütern herstellt; solche Arbeit ist zugleich die optimale Arbeit. Diese wird vor allem erreicht, durch Güte des zu verarbeitenden Materials, Güte der Werkzeuge, Ordnung und Vorbereitung des Produktionsprozesses, kurz durch das, was man Rationalisierung nennt. Intensität dagegen ist die höchste Anspannung der Arbeitskraft, damit höchster Verbrauch menschlicher Energie, als dessen Folge Übermüdung chronischer Art, letztlich Zerstörung der nationalen Volkskraft. Ermanski macht es der kapitalistischen Wirtschaft zum Vorwurf, daß sie in der Regel die Produktivität des Arbeitsprozesses durch Intensivierung der Arbeit zu erreichen sucht und bei Verwendung menschlicher Arbeitskraft nicht den Grundsatz anwendet, der bei Benützung des „konstanten" Kapitals, d. h. der stofflichen Produktionsmittel selbstverständlich ist: unter größter Schonung höchster Produktionserfolg. Das Maximum der Arbeit ist nicht gleichzeitig deren Optimum. Dieses zu bestimmen soll Aufgabe der Arbeitswissenschaft sein, die dann gleichzeitig der Wirtschaftlichkeit und Menschlichkeit dient, weil beide miteinander harmonieren. Ermanski unterscheidet am Taylorismus eine positive, die Produktivität fördernde und eine negative, die Intensivität des Arbeiters anpeitschende Seite, ist aber der Ansicht, daß bei Taylor in Wirklichkeit die positive Seite von der negativen verschlungen wird.

Das Buch will streng wissenschaftlich verfahren. Wissenschaftlichkeit ist sein höchstes Ideal und wird mit demselben Pathos ausgesprochen, wie von unsern aufgeklärten Arbeitermassen, die ja alle Erlösung von der „Wissenschaft" erhoffen. Wissenschaft ist für Ermanski gewiß Exaktheit, auf Erfahrung und Experiment beruhende Klarheit, durch Rechnung festgestellte Gewißheit, aber auch Darwinismus und Evolution. Mir scheinen bei diesem wichtigen Problem, wo es sich um den arbeitenden Menschen handelt, die im Menschen mächtigen Imponderabilien nahezu völlig vernachlässigt. Das sind alle die Momente, welche wir unter dem Begriff der Ethik zusammenfassen. Ursprüngliche Lebenshaltung, Auffassung vom Lebensstil, Leidenschaft für irgendwelche Werte, religiöser Glaube bilden starke Kräfte fördernder und hemmender Natur im Arbeitsprozeß; die hemmenden Kräfte dieser Art werden noch einigermaßen berücksichtigt, kaum aber die fördernden Kräfte. Das Buch ist von einem „Standpunkt" aus geschrieben — alle Bücher sind es —, und der Verfasser ist so ehrlich es zu sagen: er steht „auf dem Boden der Ideologie der Arbeiterklasse". Nicht dies, sondern die einseitige, auf materiale Meßbarkeit drängende Auffassung von „Wissenschaft" ist es, die die letzten Tiefen, um die es sich im Arbeitsprozeß handelt, verschleiert. Die zweifellos bedeutenden und in ihren Grenzen richtigen Resultate des Buches bedürfen daher dringend einer Ergänzung von der ethischen Seite her.

Trotzdem, ja vielleicht gerade deshalb, ist es allen Intellektuellen zu empfehlen, die es mit der Arbeiterschaft zu tun haben, auch Industriepfarrern, Männern der Inneren Mission, Fabrikpflegern und -pflegerinnen. Es gibt, wenn ich mich nicht täusche, die in den Gewerkschaften geltende Anschauung von der Arbeit wieder, aber noch mehr, es bietet eine Fülle von höchst erleuchtenden Einsichten in einer staunenswerten Vollständigkeit; ich kenne kein Buch von dieser den Arbeitsprozeß klärenden Umfaßtheit, soweit das exakt Erfaßbare in Betracht kommt. Es sagt das sachlich Notwendige, das Theologen in ihrer allzu raschen Einstellung auf die ethische Seite in der Regel übersehen; es bildet daher eine Ergänzung zu der in unsern Kreisen verbreiteten Auffassung. Die Lektüre wird auch dem Nichtfachmann dadurch leicht, daß es einfach, klar und methodisch, eigentlich für in führenden Stellen tätige Arbeiter geschrieben ist. Wenn Ermanski auch nicht die Absicht hatte, so soll das Buch auch für Theologen geschrieben sein; denn es zeigt sachlich Wege dazu, christliche Liebe wirklich werden zu lassen. Georg Wünsch

Skizzen aus dem Volksleben. Von Fritz Anders. Leipzig, Grunow 1926. 380 S. Geb. 7.50 M.

Nun sind diese „Skizzen aus unserm heutigen Volksleben", wie sie 1894 bei ihrem ersten Erscheinen in den Grenzboten hießen, wieder zu haben! Aus den drei Bänden mit fünfzig Erzählungen wurde ein Band mit 21 Nummern. Der Zahn der Zeit hat auch an diesem liebenswürdigen Werkchen genagt. Gewiß, Manches war nicht mehr „heutig" und mußte fallen. Aber Anderes hätte man uns ruhig wieder geben können, z. B. die kleinen Füchse, den Herrn General mit seiner Vorliebe für Hospize, den ersten Tag des Hauslehrers, den Simplicissimus orientalis! Viel Gutes blieb immerhin erhalten, wenn schon die Freunde der drei alten Bände Manchem nachtrauern. Man erfährt nun, falls man's nicht wußte, daß Fritz Anders Max Allihn hieß (1841—1910) und Pastor war. Auch sein Bild wird uns geschenkt. In der Vorrede Dr. Reinhold Conrad Muschlers wird sehr viel Überflüssiges gesagt und viel Wissenswertes verschwiegen. Über Allihn, seine Laufbahn, seine andern Bücher erfährt man gar nichts. Die literarischen Theorien des Bevorworters aber und sein nicht eben gelungener Versuch einer Charakteristik sind uns herzlich gleichgültig. Daß diese

Skizzen im neuen Gewande schon das 35. Tausend überschritten, freut uns innig. Es beweist, daß Leser alten Schlages solche Bücher noch vorhanden sind und daß die neue Zeit mit der alten noch Einiges gemein hat. Möge das frische, fröhliche, gesunde und wahre Buch noch Viele erfreuen! Eduard Platzhoff

Moderne Kultur-Kuriosa. Von Dr. Max Kemmerich. München, Albert Langen 1926. 300 S. - Geb. 8.50 M.

Kemmerich, durch staatswissenschaftliche und nationalökonomische Arbeiten bekannt, läßt seinen Bänden Kultur-Kuriosa diesen dritten folgen, der sich auf die heutige Zeit bezieht, die er in seiner oft satirischen, ironischen Art durch geschickte Darstellung der eklatantesten Erscheinungen ihrer Verkehrtheit gestaltet. Nichts von einseitiger Kritik, die Grundlagen der Anschauung sind einfachstes wahrstes Menschentum, ein Sinn, der durch nichts beirrt, ein Auge, das durch nichts getrübt wird. Charakter, große Individualität ist die Voraussetzung, die Voraussetzungslosigkeit vielmehr; und was dazu gehört, das Wesentliche vom Allgemeinen zu unterscheiden, ist auch vorhanden: Kenntnisse, großes Wissen, Treue; denn selbst das Subtilste und Einfachste darf nicht nebensächlich erscheinen, es darf keine Mühe zu groß sein, wenn es sich um Gerechtigkeit handelt. Die Jahre des Krieges und der Revolution erlebt der Leser noch einmal, für Manches werden ihm erst die Sinne geschärft, die Augen geöffnet, Anderes wird ihm erst mitgeteilt, was ihm unbekannt geblieben ist. So ist das Buch ein wertvolles Korrektiv der Zeit. Jeder wird es mit Nutzen lesen, gleich welcher Partei er sich verbunden fühlt. Und zu Allem noch ist es so anregend geschrieben, daß es bis zum letzten Augenblick fesselt. Erich Bockemühl

Sechzig Jahre. Ein Leben an Bauern- und Fürstenhöfen, unter Säufern, Kindern und Verbrechern. Von A. v. Seld. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1925. 332 S. 5, geb. 6 M.

A. v. Seld schildert interessant sein sehr bewegtes, buntes Leben, wie es schon der Titel verrät. Ein außerordentlich feinfühlender, edler Charakter. Tiefes Mitgefühl für die Ärmsten im Lande bestimmt ihn zu helfen durch Rat und Tat, so daß er nur noch sozial tätig ist und auf Karriere verzichtet. 17jährig geht er als Gesandtschaftssekretär nach Krakau; in der Blüte und gegen Ende seines Lebens finden wir ihn in der Großstadt und auf dem Lande in Preußen als Führer der Mäßigkeitsvereine, als solcher lebt und spricht er auch in Zuchthäusern. Er hat viel Liebe und Dankbarkeit ernten dürfen. Die Jugenderinnerugen aus der Zeit der Befreiungskriege sind vortrefflich. Das Buch ist wert, von Alt und Jung gelesen zu werden.

Charlotte Klee

Wöchentliche Chronik

Professor D. Deißmann-Berlin nimmt auf einer Studienreise nach Ephesos als Vorsitzender der für die internationale theologische Zusammenarbeit eingesetzten Kommission des Stockholmer Fortsetzungsausschusses Fühlung mit den theologischen Fakultäten des Ostens und wird im Januar bei einer Vorlesungsreise nach Nordamerika mit den dortigen theologischen Kreisen in Verbindung treten.

Der Reichsausschuß der Deutschen Zentrumspartei hat zur Schulfrage gefordert: „1. Die Bekenntnisschule muß in ihrem Bestande und in ihrer Weiterentwicklung durchaus gesichert werden. Insbesondere muß: a) Das Wesen der Bekenntnisschule in dem Gesetz klar herausgestellt und ihre Gleichberechtigung mit den anderen Schularten anerkannt werden, b) Sicherheit geschaffen werden für konfessionelle Vorbildung ihrer Lehrer, c) dafür Sorge getragen werden, daß an Bekenntnisschulen nur solche Lehrer tätig sein dürfen, welche die Kinder im Geiste ihres Bekenntnisses unterrichten und erziehen, d) verhindert werden, daß der Erhaltung der bestehenden und der Einrichtung neuer Bekenntnisschulen durch unbillige Anforderungen an einen geordneten Schulbetrieb oder durch zu enge Handhabung des Antragsrechtes der Erziehungsberechtigten Hindernisse entgegengestellt werden. Auch die einklassige Schule hat als geordneter Schulbetrieb zu gelten. 2. Die durch die Reichsverfassung verbürgte Erteilung des Religionsunterrichtes nach den Grundsätzen der betreffenden Religionsgesellschaft muß in allen in Frage kommenden Schulen gesichert sein. 3. Auch in den Ländern und Landesteilen, in denen bisher die Simultanschule gesetzlich besteht, darf das in Artikel 146 Absatz 2 der Reichsverfassung gesicherte Antragsrecht der Erziehungsberechtigten auf Errichtung von Bekenntnisschulen landesgesetzlich nicht behindert werden. 4. Private Volksschulen sind im Rahmen der Verfassung zu ermöglichen und aus öffentlichen Mitteln zu unterstützen. 5. Den Auslands- und Grenzlandsdeutschen, die ihre Kinder Bekenntnisschulen des deutschen Reiches zuführen wollen, ist ein entsprechendes Antragsrecht einzuräumen. Alle unsere Parteimitglieder im ganzen Reich werden dringend ersucht, für den Bestand und die organische Entwicklung der Bekenntnisschule und der gesamten christlichen Kulturpolitik sich mit aller Kraft und Entschiedenheit einzusetzen."

Der Verband des Freien Protestantismus hat beschlossen: „Gemäß den Beschlüssen der Deutschen Evangelischen Kirchentage von Dresden und Stuttgart ist ‚die Gewähr für den rechten Geist des Religionsunterrichts vor allem in inneren Bürgschaften zu sehen'. Wir sprechen daher die Erwartung aus, daß die Freiheit des evangelischen Religionsunterrichts durch keinerlei kirchliche Bevormundung beeinträchtigt wird; für Streitfälle wünschen wir neutrale Gutachter-Ausschüsse, in denen Kirche, Staat und Religionslehrerschaft gleichmäßig vertreten sind. Von Herrschaftsansprüchen der Kirche, die darüber hinausgehen, befürchten wir die schwersten Schädigungen des Religionsunterrichts und der religiösen Erziehung unseres Volkes, sowie die tiefgehendsten Erschütterungen unserer Kirche."

Die Zahl der Austritte aus der Evangelischen Kirche, die 1920 mit 305 584 ihren Höhepunkt erreicht hatte, ist von 111 866 in 1923 auf 68 347 in 1924 gesunken, die der Wiedereintritte von 17 236 auf 22 218 gestiegen. Die Zahl der Übertritte von der evangelischen zur katholischen Kirche ist von 7245 auf 6953 gesunken, die von der katholischen zur evangelischen von 9547 auf 10 778 gewachsen.

Ev. Dtschld. 44 veröffentlicht eine Liste von Körperschaften christlichen Charakters oder von unter geistlicher Leitung stehenden Genossenschaften, die aus freien Stücken über das gesetzlich vorgeschriebene Maß hinaus aufgewertet haben, darunter verschiedene mit 50, eine mit 60, eine mit 100 %.

Licht und Leben 43 spricht sich zustimmend zu einem Artikel des Protestantenblattes 40 aus, der sich gegen die Gesuche von „gläubigen" Angestellten wendet, weil darin vielfach eine Zufriedenheit mit schlechter Wohnung und geringem Lohn gesucht werde, und sagt: „Es wäre ja herrlich, wenn die Leute, die den Anzeigenteil von LL benutzen, ganz die rechte Gesinnung hätten, dann aber wäre auch das Aushängeschild ‚gläubig' nicht nötig."

Der neue Innenminister von Preußen hat die Polizeistunde von Berlin auf 3, für Städte über 300 000 auf 2, von 1—300 000 auf 1 Uhr verlängert. Berlin hat nun die weitestgehende Schankfreiheit unter allen Großstädten Europas (Paris 2, London 10—11 Uhr). Die VZ befragte Musikanten und Oberkellner, die sich überwiegend gegen die Verlängerung aussprachen.

Die sächsische Kirchenstatistik für 1925 verzeichnet eine Steigerung der Taufen von 78,4 auf 80,6, der Trauungen von 81,8 auf 84,4, der kirchlichen Bestattungen von 95,2 auf 95,8 %. 32 410 Austritte, 607 Übertritte von Katholiken gegen 28 Austritte.

Die Evangelischen Verbände des Freistaates Sachsen veröffentlichten zur Landtagswahl einen Aufruf, in dem es heißt: „Wir verlangen einen Landtag, der das Recht der christlichen Elterngewissen anerkennt und der Bekenntnisschule volle Freiheit gewährt; der die kirchenfeindlichen Vorschriften des Austrittsgesetzes aufhebt; der die staatliche Kirchensteuergesetzgebung ändert, um Härten und Unbilligkeiten auszugleichen; der die finanziellen Verpflichtungen des Staates gegen die Kirche durch einen Ablösungsvertrag nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Billigkeit regelt; der die Selbständigkeit der Kirche nicht antasten läßt und der Kirche die Stellung im Volksleben gibt, die ihr gebührt." Weiter werden soziale Taten zur Aufhebung der Wohnungsnot und der Arbeitslosigkeit und christliche Grundsätze für das öffentliche Leben gefordert.

Bei der anhaltischen Kirchenwahl am 24. Oktober wurden 54 184 (1919: 55 996) Stimmen abgegeben, von denen auf die Freunde evangelischer Freiheit 9200, auf die zum ersten Male auftretenden Religiösen Sozialisten 6750, auf die Freie kirchliche Vereinigung 36 196 und die in Listenverbindung mit ihr stehenden Vereinigten Landgemeinden 2038 Stimmen entfielen. Es sind danach gewählt von den Freunden evangelischer Freiheit 5 (2 Geistliche, 3 Nichtgeistliche), von den Religiösen Sozialisten 4 (1+3), der Freien kirchlichen Vereinigung 21 (7+14) Abgeordnete. Die Freie kirchliche Vereinigung, die sich zusammensetzt aus „Bund der Bekenntnisfreunde", Gemeinschaften, „Mitte", „Freunde der Volkskirche", „Dorfkirchenbund", „Bund Stadt und Land" (die letzten beiden neu), hat damit 2 Abgeordnete gewonnen und dadurch die $^2/_3$ Mehrheit im Landeskirchentage erhalten.

Die Thüringer Kirchentagswahlen haben folgendes Ergebnis gehabt: 22 Sitze Christl. Volksbund (positiv), 22 Thüringer Volkskirchenbund, 11 Einigungsbund (mit Dorfk.), 6 Religiöse Sozialisten, 1 Deutscher Kirchenbund. Die Ergebnisse der Landeslisten und Sondergruppen (z. B. Religionslehrer) sind noch nicht bekannt. In Gotha Stadt und Land brachte es die positive Liste des Christl. Volksbundes zu 3, der Thür. Volkskirchenbund zu 4, der Einigungsbund zu 2 Sitzen, die Relig. Sozialisten zu keinem Sitz. Unter den in Gotha für den Thür. Volkskirchenbund Gewählten befinden sich aus dem Kreise der Freunde der Christlichen Welt: Oberpfarrer Burbach, Frau Schulrat Witzmann und der Verleger unserer Zeitschrift Leopold Klotz.

Die Hamburger Oberschulbehörde hat trotz der Gegenvorstellungen des Kirchenrates in den staatlichen Schulen Werbeplakate für die Jugendweihe und daneben solche für die Konfirmation aufgehängt. Die Synode hat ihr Bedauern darüber ausgesprochen.

In Dortmund wurde zum Schulrat einer freigewordenen Schulaufsichtsstelle ein Dissident ernannt. Die evangelischen Elternbeiräte und Elternbünde haben dagegen protestiert.

Auf Einspruch des Landeskirchenamts in Hessen ist der Abstimmungstermin für das hessische Volksbegehren vom Totensonntag auf den 2. Advent verlegt worden.

In Hessen ist betreffs der Überwachung des Religionsunterrichts durch Vereinbarung zwischen Landeskirchenamt und Landesbildungsamt sowie den Vertretern der Religionslehrer an Volks- und höheren Schulen eine Verordnung erlassen, in der statt „Aufsicht" „Einsichtnahme" gesagt wird: mit ihr sind der Prälat, die Superintendenten und, solange nicht hauptamtliche Schulsuperintendenten vorhanden (deren Schaffung möglichst zu beschleunigen), Stellvertreter der Superintendenten zu betrauen, 2 bis 4 für jede Provinz aus den Geistlichen der Landeskirche. Ein neugebildeter Religionslehrerausschuß setzt sich aus 5 Religionslehrern an Volksschulen, 2 an Höheren Schulen, 3 Pfarrern und dem Prälaten zusammen.

Die Synode von Birkenfeld hat wegen unerträglicher Höhe der Kirchensteuer den Anschluß an die preußische Landeskirche beschlossen.

In Göttingen soll eine Orgelbaufachschule eröffnet werden.

Bayern feiert im Unterschied von dem übrigen Deutschland den zweiten Novembersonntag als Volkstrauertag.

Der Provinzialkirchenrat von Ostpreußen beschloß die Errichtung eines ostpreußischen Kirchenmuseums in Königsberg.

Der Freistadtverein für Innere Mission in Danzig eröffnete eine Soziale Frauenschule zur Ausbildung geprüfter Wohlfahrtspflegerinnen.

Das Evangelische Predigerseminar in Posen, 1921 begründet, zählt 15 Hörer; die theologische Fakultät in Warschau hatte 23 neue Immatrikulationen, jetzt 41 Studierende bei nur 60 Pfarrern der Augsburgischen Kirche in Kongreßpolen.

Das Organisationsstatut der orthodoxen Kirche in Polen sieht als Oberhaupt der Kirche den durch sämtliche Bischöfe der polnischen Kirche zu wählenden Metropoliten vor, der nur, wenn die Kompetenzen der autokephalen Kirche in irgendeiner Frage überschritten werden müssen, die Meinung des ökumenischen Patriarchen in Konstantinopel einholen soll. Die polnische Kirche zerfällt in 5 Diözesen: Warschau, Wilna, Wolyn, Grodno und Polesie.

Polen besitzt nach der letzten Volkszählung vom 10. Lebensjahre an gerechnet 6 581 307 Analphabeten; von den griechisch-katholischen sind 48,8, den römisch-katholischen 25, den Rechtgläubigen 82, den Juden 28, den Evangelischen $12^1/_2$ % Analphabeten, die letzteren entfallen ausschließlich auf Kongreßpolen und die Ostmarken.

Der unter der Leitung des früheren Bischofs von Seeland stehende dänische „Kirchenfonds", der 26 Kopenhager Kirchen erbaut hat, hat sich geweigert, auf das Eigentumsrecht an den Kirchen zu verzichten und sie der allgemeinen volkskirchlichen Ordnung zu unterstellen, weil er „das Bindeglied sein will zwischen der Volkskirche und der Freikirche, die da kommt." ExDtld 45

In Malmö ist eine Pfarrstelle an der dortigen deutschen evangelischen Gemeinde, die bis dahin von den Pastoren der Petri-Gemeinde in Kopenhagen versorgt wurde, für 1. Januar 27 geschaffen. Der Bau einer Kirche ist durch testamentarische Zuwendung von 125 000 Kronen und Überweisung eines Bauplatzes durch die Stadtvertretung sichergestellt.

Am 18. Oktober hat sich das norwegische Volk mit mehr als 1 100 000 Stimmen Mehrheit für die Aufhebung des Branntweinverbotes ausgesprochen, nachdem es sich vor sieben Jahren mit einer noch größeren Mehrheit für das Verbot geäußert hatte. (Artikel folgt.)

Die Zahl der Schankstätten hat in England von 33,94 für 10 000 Einwohner in 1895 auf 20,68 in 1925 abgenommen, die der Klubs von 1,98 in 1905 auf 3,03 in 1925 zugenommen. Die Verurteilungen wegen Trunkenheit sanken von 188 877 in 1913 auf 75 077 in 1925.

Der Erzbischof von Canterbury hat auf der Diözesankonferenz bei einer Besprechung der kirchlichen Aktion zur Schlichtung des Bergarbeiterstreiks zwar darauf hingewiesen, daß es für fromme Christen eine äußerst delikate und schwierige Aufgabe sei, die Grundsätze, die sie als Forderungen des Evangeliums erkannt hätten, auf wirtschaftliche Fragen der Gegenwart anzuwenden: aber man könnte die industriellen Probleme nicht den Fachmännern und dem Spiel der ökonomischen Kräfte überlassen. Den Geistlichen sei die Verpflichtung auferlegt, für den Frieden der Menschheit nicht nur zu beten, sondern zu eifern (strive). Das Land habe eine Pflicht der Dankbarkeit den Männern gegenüber, die diesen mutigen Schritt gewagt hätten.

Ein Kongreß der Freunde der katholischen Erziehung in Frankreich setzt sich für die Unterstützung der Ecole libre ein; der Kongreß des Lehrersyndikats in Straßburg fordert die Unterdrückung der konfessionellen Schule und die Einführung der französischen Ecole laique „Evangile et Liberté" wendet sich gegen beide Kongresse und will an dem Ideal einer interkonfessionellen Schule festhalten.

In dem neuen Ministerium in Ungarn ist der Ministerpräsident Graf Bethlen Calvinist, 3 Minister und 2 politische Staatssekretäre lutherisch. Trotzdem wird über Benachteiligung von Protestanten in den Staatsämtern und an den Hochschulen geklagt; im Oberhaus ist der katholische Klerus mit 19 Mitgliedern vertreten, während beiden protestantischen Kirchen nur 5 Sitze zugestanden wurden. VZ 266

Die Sowjet-Regierung hat den evangelischen Gemeinden in Rußland zum ersten Male nach dem Kriege erlaubt, Visitationen zu veranstalten.

In der Türkei kann nur ein knappes Viertel der türkischen Jugend die Schule besuchen: 369 031 Schüler und Schülerinnen, 11 962 Lehrer und Lehrerinnen. Die Türken besuchen mit Vorliebe die 239 ausländischen Schulen mit 34 536 Schülern. VZ 258

An beiden Enden des Panamakanals wird je eine Kirche von den Baptisten, bischöflichen Methodisten, Kongregationalisten, Presbyterianern und Reformierten als Union Church gemeinsam gebaut.

Die Pastoralkonferenz von San Catharina in Brasilien hat die Entwicklung des Gemeindeverbandes zu einer Synode nach dem Vorbilde der Rio Grandenser Synode und die Teilung in vier Kreise (Blumenau, Hammonia, Curityba und Florianopolis) und die Teilung der großen Pfarrgebiete beschlossen.

Aus Zeitungen. „Kein Mitglied dieser Wehrverbände (Stahlhelm, Jungdo, Bismarckbund usw.), das nicht auch ein überzeugter Christ wäre." „Es gibt keine Gemeinschaften im deutschen Volk, die soviel Gemeinsames hätten, wie die christlichen Kirchen und die Kriegervereine." „Der Durchschnittschrist in den Kriegervereinen bildet das Gerüst der christlichen Gemeinschaften." Bergische Zeitung 27. 10. — „Das Zentrum hat sich in Erfurt als die christlich-republikanische Staatspartei bekannt." Altreichskanzler Wirth in FZ 831.

Von Personen. Gewählt: Pfarrer R. Schmidt zum Direktor der Rheinischen Missionsgesellschaft an Stelle des zurückgetretenen Direktors E. Kriele. Promoviert: Pastor Lic. Schneider, Leiter des Evangelischen Predigerseminars Posen, zum D. von Greifswald. Gestorben: Direktor des christlichen Zeitschriftenvereins von Berlin Superintendent a. D. Brandin, der erste Bischof der evangelisch-lutherischen Tamulenkirche, D. D. Heumann-Trichinipoly (Indien), Studienrätin Marie Martin in Cassel. E St

Verschiedenes

Haushaltungsschule des Heims der Freunde der Christlichen Welt in Friedrichroda, Schreibers Weg 6

Im „Heim der Freunde der Christlichen Welt" finden junge Mädchen in den Wintermonaten Januar bis April (event. auch früher) freundliche Aufnahme zur Ausbildung in allen Zweigen des Haushaltes unter Leitung einer staatlich geprüften Haushaltungslehrerin. Unter Berücksichtigung der verhältnismäßig kurzen Zeit ist der Lehrplan so gestaltet, daß die jungen Mädchen in allen häuslichen Arbeiten gute praktische Fähigkeiten erwerben. Besonderer Wert wird darauf gelegt, daß sie sehen und selbständig handeln lernen.

An den im Heim stattfindenden Literaturkursen können die Schülerinnen des Hauses unentgeltlich teilnehmen. Durch den Verkehr mit den Gästen des Heims haben die jungen Mädchen die beste Gelegenheit, sich gute und sichere gesellschaftliche Umgangsformen anzueignen. In den Freistunden werden mit ihnen kleinere und größere Ausflüge gemacht in die herrlichen Tannenwälder, und bei günstigem Winterwetter können sie sich ganz nach Wunsch am Sport beteiligen.

Auf Erholungsbedürftige und Rekonvaleszenten wird besondere Rücksicht genommen. Sie werden nur ihren Kräften entsprechend zum Unterricht und zur Betätigung hinzugezogen.

Bedingungen. Die Kosten des dreimonatlichen Kursus betragen monatlich 110 Mark, vorauszahlbar. Hierfür wird geboten: Wohnung, Schlafzimmer in der Regel zu je 2 Betten, vollständige reichliche Verpflegung. Teilnahme an den Ausbildungskursen nach Wahl. Hauswirtschaftliche Ausbildung: Wäschebehandlung, Weißnähen, kunstgewerbliche Handarbeiten, Literatur. Nebenausgaben: Musikunterricht, fremde Sprachen, Ausflugsunkosten.

Der Hausvorstand: Oberpfarrer Burbach und Frau Burbach, Gotha; Pfarrer D. Fuchs, Eisenach; Frau Professor Glaue, Jena; Frau Kaufmann Pröscholdt, Gotha; Professor Rade und Frau Rade, Marburg; Kirchenrat Stier, Jeßnitz (Anhalt).

Referenzen: Sanitätsrat Dr. Friedemann, Langendreer i. Westf.; Apotheker Hoeck, Groß-Flottbeck, Doppeleiche-Apotheke; Verlagsbuchhändler Klotz, Gotha; Superintendent D. v. Lüpke, Göttingen; Fräulein Milly Padtberg, Annen i. Westf.; Professor Dr. Riechelmann, Plauen i. V., Reichsstraße 80; Geh. Medizinalrat Rohmer, Würzburg.

Alle weitere Auskunft erteilt die Leiterin Frau Minnie Blume, Friedrichroda, Schreibers Weg 6.

Der Sonntag der „goldenen Regel" — für Armenien

Ein internationales Komitee hat schon im vorigen Jahre gebeten, an einem Sonntage im Jahre eine besondere Sammlung für die armenischen Waisenkinder zu veranstalten. Als Motto dafür wählte man den Bibelspruch Matth. 7, 12: „Alles was ihr wollt, was euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch", der schon in der alten Kirche „die goldene Regel" genannt wurde. Die

Bitte geht dahin, daß die Christen, die für Armeniens Not ein Herz haben, sich ein Fasten in der Weise auferlegen, daß sie ihre Mittagsmahlzeit ähnlich einfach gestalten, wie die armenischen Waisenkinder sie tagtäglich haben (ihr schönstes Gericht ist Reis mit Pflaumen) und den ersparten Betrag für die Waisensache verwenden. In 51 Ländern wurde bereits im vorigen Jahre der „Sonntag der goldenen Regel" gefeiert. In diesem Jahre ist der 5. Dezember dafür bestimmt.

Über die Not Armeniens braucht man wohl nicht viele Worte zu machen. Das Volk ist zerstreut in alle Länder, außer der kleinen Araratrepublik hat es keine Heimat mehr, 1½ Millionen sind im Weltkriege ermordet. Die Türken haben dafür gesorgt, daß es immer wieder armenische Waisenkinder gibt. Unter den Häusern, in denen sie erzogen werden, sind eine Reihe von deutschen. Den Lesern der Christlichen Welt wird das Waisenwerk der „Dr. Lepsius-Orientmission" besonders nahe liegen, die noch jetzt 300 Waisenkinder in Ghasir auf dem Libanon unter der Leitung von Jakob Künzler unterhält. Postscheckkonto Berlin 24 745.

Ewald Stier

Unabhängig davon schreibt uns der erwählte Nachfolger von D. Lepsius:

Das Erdbeben in Armenien hat besonders schlimm in Alexandropol gehaust. In der Stadt selbst sind 600 Häuser zerstört, in der Umgegend 11 Dörfer vollkommen, 23 nahezu. Alle Häuser des amerikanischen Hilfswerkes in Alexandropol sind fürchterlich zugerichtet, 6000 Waisen sind ohne Obdach. Alle Lebensmittel, Kleider, Betten sind unter den Trümmern begraben. 5500 Personen der kleineren Orte sind obdachlos und wohnen im Freien ohne Nahrung, viele ohne genügende Kleidung. Der „Hilfsbund für den nahen Osten" ist augenblicklich noch für 10 000 Kinder in und um Alexandropol verantwortlich. Die Lebensmittellager des Hilfsbundes in Batum und Tiflis haben sofort alles gesandt, was sie dort hatten, um den Unglücklichen zu helfen. — Erst die Schneewehen, die Wirbelstürme, nun auch noch dies!

Am Sonntag der „Goldenen Regel", 5. Dezember, wird bei den christlichen Völkern der Erde ein besonderes Opfer gesammelt für das armenische Märtyrervolk. Gaben nimmt an: Dr. Lepsius! Deutsche Orientmission, Potsdam, Roonstraße 23. — Postscheckkonto Berlin 24 745. Paul Schütz

Zu dem Artikel „Gute geistliche Musik" Sp. 1139 ff.

In letzter Stunde fliegt uns auf den Tisch **Nun singet und seid froh!** Alte Weihnachtslieder für zwei bis fünf Stimmen. Herausgegeben von Hermann Meyer und Karl Vötterle als Heft 11/12 des „Musikalisch Hausgärtlein". Augsburg, Bärenreiterverlag 1926. 32 S. 1.50 M. — Ohne Zweifel das schönste Weihnachtsliederheft, das wir heute haben. Lauter gediegenes Gut: Praetoriussätze für zwei, drei und vier Stimmen, dann eine Reihe früherer oder gleichzeitiger vierstimmiger Sätze zu unsern alten Weihnachtsliedern, zum Schluß das fünfstimmige Vom Himmel hoch von Eccard. Alle Sätze in klarer Partitur — die sparsam verwandten Vortragszeichen könnte man missen. Ein paar Holzschnitte zieren das Heft und geben ihm ein weihnachtliches Gesicht. Recht Viele sollten zu diesem schönen Heft greifen und je nach ihrem Können die einen oder andern Sätze wieder klingen lassen, sich und Andern zur Weihnachtsfreude. W W

Ein Weihnachtsgeschenk besonderer Art

macht unser Leopold Klotz Verlag der deutschen evangelischen Christenheit. Ein katholisches Buch. So katholisch, daß man mit katholischem Leben und Empfinden dadurch aufs innigste vertraut wird. Und zwar tritt einem dieses so liebenswürdig entgegen, daß man beinah Willens wird katholisch zu werden, und womöglich Priester. Zum Glück für unsre Kirche ist der Verfasser um seines Schrifttums willen aus der katholischen Kirche ausgeschieden worden; darüber verliert sich der Reiz, um seinet willen drüben anzuklopfen. Für die maßgebenden katholischen Instanzen war, was er dichtete und schrieb, offenbar zu evangelisch. Und so bleiben wir schon lieber evangelisch. Aber das gewährt nun dem Buche unter seinen Selbstwert hinaus noch ein ganz besonderes Interesse.

Diese Welt evangelischer (nicht protestantischer!) Frömmigkeit ist also auch im Katholizismus zu Hause? wenigstens in unserm deutschen Katholizismus? Und wir sinnen dem nach: was nun eigentlich katholisch und was evangelisch sei an dem Buch. Und freuen uns an der Gemeinschaft im Geist, die vorhanden ist, trotz allem und trotz der staunenswerten Strafjustiz der Oberen drüben. — Habent sua fata libelli. Erst hat sich der katholische Teil unsers Volks daran erquickt. Besonders die Jugend. Nun dürfen sie es drüben nicht mehr lesen, nicht mehr verkaufen und kaufen. So will es sich den evangelischen Teil erobern. Kein Zweifel, daß ihm das weithin gelingen wird. Es ist betitelt: **Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo.** Von Joseph Wittig. Zwei Bände. 358 und 327 S. Geb. 12 M. R

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Die 3. Pfarrstelle an der Versöhnungsgemeinde in Leipzig-Gohlis

ist durch Versetzung des bisherigen Inhabers zur Erledigung gelangt (Gehaltsgruppe X mit Aufrückung in XI und Ortsklasse A). Die seit 1913 bestehende Vorortsgemeinde zählt 18000 Seelen, besitzt einen Betsaal (Kirchbau steht bevor) und ein schönes Gemeindehaus. Bewerbungen mit Lebenslauf und Zeugnissen sind an den Rat der Stadt Leipzig als Kirchenpatron zu richten. Nähere Auskunft erteilt Pfarrer Herz, Leipzig N 22, Ulanenstraße 4.

Dorfkirchentagung in Marburg

Freidhof 30. 11. und 1. 12.

Dienstag, den 30., nachm. 4: Religion und Volkstum im Alten Testament und unsre dorfkirchliche Aufgabe.

Mittwoch, den 1., vorm. 9: Die liturgischen Bestrebungen der Gegenwart und unsre ländlichen Gottesdienste.

Evangelischer Diakonieverein E. V.

Berlin-Zehlendorf, Heidestraße 20

(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Kautionsstellung und ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre. Bevorzugt werden Bewerberinnen im Alter von 20—30 Jahren.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Bergisches wissenschaftlich-theologisches Kränzchen.

Montag, den 22. November, nachm. 5½ Uhr, im „Düringerhof" in Lüttringhausen. Brede berichtet über „Jesus und die Evangelien in B. Shaw's Beurteilung".

Erholungsbedürftige

finden im **Heim der Freunde der Christlichen Welt** in **Friedrichroda i. Thür.,** Schreibersweg 6, Fernspr. 270, liebevolle Aufnahme und Pflege. Herbst und Winter besonders geeignet für stille Erholung, Nachkur nach Krankheiten, Ruhe zu wissenschaftlicher Arbeit. Geschützte Lage des Hauses. Gut heizbare Zimmer. Gute Verpflegung. Anfragen an die Hausmutter.

Neu! Neu!

Laß den Helden in deiner Seele nicht sterben!

Trotzdem

366 Gedanken und Gedichte von: **Gogarten, Supper, Schweitzer, Röttger, Thurneysen, Luther, Schieber, Kügelgen, Hesse, Geyer, Harnack, Steinhausen u. a.**

Karton. M. 1.30 — Leinen M. 2.80

Verlag Gerhard Merian
Stuttgart-Degerloch-B

Zu verkaufen:

Kautzsch: Altes Testament, 2 Bd. Halbled. 1909, vollk. neu, ungbr.
Holzinger: Register zu dto., vollkommen neu, ungebr.
Girgensohn: Grundriß d. Dogmatik, brosch.
Kittel: Biblia Hebraica 1913, neu in Leinen gebunden.
Barth: Römerbrief 1922, II. Auflage halbleinen, neu.
Jakob Böhmes Schriften, Inselverlag 1920, 1 Bd., halbleinen.
Kutter: Sie müssen, 1910 neu, Ganzleinen.
Seb. Frank: Paradoxa.
Dietrichs: Jena, brosch, unaufgeschnitten.
Friedrich Naumann: Gottes Hilfe, Gesamtausgabe, geb. 1917, sehr gut erh. Angebote an **H. Dischinger,** Neckarsulm (Württemberg).

Bücher fürs deutsche Haus

Hans Brandenburg, Pankraz der Hirtenbub. Ein Idyll für jung und alt. Mit 53 Bildern von Dora Brandenburg-Polster. Wohlfeile Ausgabe. Brosch. M. 3.30, Ganzl. Bd. M. 5.80

Kölnische Zeitung: Ich möchte dieses Buch, herausgehoben aus der Vielfältigkeit der Erscheinungen unserer Zeit, als den Anfang eines künstlerischen Gesundungsprozesses bezeichnen ... ein Trunk aus einem gottesklaren Bergquell.

Benno Rüttenauer: Das bayerische Voralpengebirge hat seinen Adalbert Stifter gefunden.

Zachris Topelius, Finnländische Märchen. Aus dem Schwedischen von Ilse Meyer-Lüne. Brosch. M. 2.—, Leinen M. 3.80

Zachris Topelius, Neue finnländische Märchen. Aus dem Schwedischen von Ilse Meyer-Lüne Brosch. M. 2.—, Leinen M. 3.80

Nur mit Andersen zu vergleichen sind diese köstlichen Märchen des väterlichen Dichters und großen Erzählers. Ursprüngliche Naturfrische, zarte Innigkeit und grotesken Humor entzücken alt und jung.

Zachris Topelius, Die Herzogin von Finnland. Historischer Roman. Aus dem Schwedischen von Rita Öhquist. Brosch. M. 3.—, Leinen M. 5.50

Der Titel bezeichnet den Spitznamen für die schöne Bürgermeisterstochter von Abo, die nach der Besetzung Finnlands durch die Russen 1740 den edlen Anführer des feindlichen Heeres, den General Keith heiratet, denselben, der später Friedrich dem Großen diente.

Zachris Topelius, Die Erzählungen des Feldschers. Aus dem Schwedischen von Rita Öhquist. Brosch. M. 5.—, Leinen M. 8.—

Dieses berühmteste Werk des Meisters Topelius behandelt bedeutende Stoffe des dreißigjährigen Krieges in spannender Form.

Will Vesper, Die Wanderung des Herrn Ulrich von Hutten. Ein Tagebuchroman. 1925. 4. bis 6. Tausend. Brosch. M. 2.50, Pappbd. M. 3.—, Ganzleinenbd. M. 4.80

In Worten, wie von ihm selbst im Feuer des Erlebens hingeschrieben, steht der Ritter und Poet, der Unbürgerliche, der geistige Landsknecht vor uns und mit ihm die ganze Zeit des Humanismus und der Reformation. (Hellweg)

Nach Geist und Form ein wahres Meisterwerk. (Karlsruher Zeitung)

Will Vesper, Martin Luthers Jugendjahre. Bilder und Legenden. 1918. Geb. M. 3.—

Ein dauerndes dichterisches Standbild Luthers! Ich gäbe tausend volkstümliche und wissenschaftliche Werke über Luther für dieses eine dichterische. (Neuphilolog. Blätter)

Will Vesper, Der deutschen Seele Trost. Weltliche und geistliche Gedichte. 1915. Geb. M. 3.50

Will Vesper, Der deutsche Psalter. Ein Jahrtausend geistlicher Dichtung. (Vom Wessobrunner Gebet bis Friedrich Nietzsche.) 55. Tausend. Brosch. M. 3.—, Halbleinenbd. M. 5.—

Will Vesper, Aus tausend Jahren. Deutsche Balladen und historische Lieder. (Vom Hildebrandtlied bis Liliencron.) 35. Tausend. Brosch. M. 3.—, Halbleinenbd. M. 5.—

Diese drei Anthologien Will Vespers sind Begleiter des deutschen Menschen durch sein Leben. In diesen Bänden ist der unverlierbare Besitz deutscher Dichtung für alle Zeiten erschlossen und bewahrt.

H. Haessel, Verlag, Leipzig

1801 1816

Soeben erschien:

DER THEOLOGISCHE VERLAG VON J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK)

Rückblicke und Ausblicke
von OSKAR RÜHLE

M. 5.50, gebunden M. 8.—

Aus Anlaß des 125jährigen Jubiläums des Verlags erschienen, gibt das hübsch ausgestattete Büchlein im Rahmen der Verlagsgeschichte ein gut Teil Theologiegeschichte der letzten 50 Jahre. Für die Leser der „Christlichen Welt" doppelt reizvoll, weil darin dem theologischen Liberalismus, dem geistigen Hintergrund der „Christlichen Welt" besondere Aufmerksamkeit geschenkt ist.

*

DIE OFFENBARUNG DES JOHANNES

Übertragen von ERNST LOHMEYER

In zweifarbigem Druck. M. 3.—, in Ganzl. M. 5.—

Daß in der einzigen Offenbarung des Neuen Testamentes, der des Johannes, nicht nur ein großes Werk urchristlicher Prophetie, sondern ein einzigartiges Werk der Dichtung gegeben ist, das neben der mittelalterlichen Offenbarung, der Göttlichen Komödie Dantes, seine weltgeschichtliche Stelle hat, ist seit Klopstock, Herder und Hölderlin uns nicht mehr deutlich bewußt. Die vorliegende Uebertragung versucht, das Verständnis für die ungemeine und so oft mißverstandene Bedeutung des Werkes neu zu erwecken. Sie will vor allem seine dichterische Gestalt, die Fülle seiner Bilder und die Schönheit seiner Gedichte lebendig machen, und ist deshalb, nach Grundsätzen, die der im gleichen Verlag erschienene wissenschaftliche Kommentar zur Offenbarung des Johannes begründet, in rhythmischer Sprache, aber zugleich in strenger Wortlichkeit gehalten. In einem längeren Nachwort wird die eigentümliche Form, der religiöse und poetische Gehalt und die allgemeine Bedeutung des Werkes näher gewürdigt.

ZEITSCHRIFT FÜR THEOLOGIE UND KIRCHE

In Verbindung mit
D. BORNHAUSEN, D. HEIM, D. STEINMANN
herausgegeben von D. HORST STEPHAN

Jährlich erscheinen 6 Hefte.
Abonnementspreis für das Halbjahr (3 Hefte) M. 7.50.
Einzelpreis des Heftes M. 3.—

AUS DEM INHALT DES LAUFENDEN JAHRGANGS:

W. Thimme: Das Problem der Einigung der evangelischen Kirchen und Stockholm (H. 5). — Horst Stephan, Die religiöse Frage — die Schicksalsfrage des deutschen Idealismus (H. 4). — Torsten-Bohlin: Luther, Kierkegaard und die dialektische Theologie (H. 3—4). — Theodor Odenwald, Gustav Aulén's Theologische Gedankenwelt und ihre Beziehung zur deutschen Theologie (H. 2). — Ernst Neubauer, Die Theologie der Krisis und des Wortes (H. 1).

Zu beziehen durch jede gutgeleitete Buchhandlung

VERLAG VON J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK)
TÜBINGEN

Trewendt & Granier Verlag Breslau I

Empfehlenswerte theologische Werke für die Handbibliothek des Pfarrers

„Kirchenbuch für evangelische Gemeinden"
von **Ulrich Altmann** und **Ernst Kölln.**

Band 1: Die Gottesdienste. **„Erhebet eure Herzen!"**

Ein gottesdienstl. Handbuch v. Ernst Kölln u. Ulrich Altmann, Pastoren in Breslau. 2./3. gänzlich umgearbeitete, vermehrte Auflage. Groß 8°. Originalhalbleinen in Karton, 332 Seiten RM. 12.—, Originalhalbleder in Karton RM. 15.—

Theol. Blätter 1925. Heft 1: „Die ganze Arbeit zeugt von sammelndem Fleiß und gottesdienstlichem Feingefühl; wie die erste Auflage bereits ihre praktische Verwendbarkeit vielfältig bewiesen hat, wird dies gewiß auch die vorliegende zweite Auflage ebenso tun und ihren Benutzern gute und führende Handhabung leisten."

Geisteskampf der Gegenwart 1925, Heft 5:
„Bieten die Gottesdienstordnungen für Festzeiten, Feste und 40 für die festlosen Sonntage. Von einigen der Ueberschriften geht ein Reiz und eine Anregung aus, die zu näherer Bekanntschaft einlädt, z. B. „Zerbrochene Ketten", „Muster des Lebens" od. „Deine stillen Stunden."
Ein brauchbares Hilfsmittel sind zahlreiche Stellenangaben für die Verlesungen und für Predigttexte, die sich dem Grundinhalt des jeweiligen Entwurfes einpassen.
Dies Buch gibt jedem Anregung und Hilfen, der mit seinen Verfassern nach Verdeutlichung, Verdeutschung, Vergegenwärtigung unserer liturgischen Sprache ringt."

Band 2: Die Handlungen. **„Wir sind des Herrn!"**
Von **Ulrich Altmann,** Pastor in Breslau.
8°. Originalband 171 Seiten RM. 4.—.

Ev. Kirchenblatt für Schlesien: „Reichhaltig sind auch die Schriftverlesungen für Trauungen und Beerdigungen. Aufs ganze gesehen ist die Agende ein guter Schritt vorwärts zum Ziel."

„Vom heimlichen Leben der Seele"
Eine Einführung in die Frömmigkeit der deutschen Mystik
von **Ulrich Altmann,** Pastor in Breslau.
8°. Originalband. Preis RM. 3.—.

Monatsschrift für Pastoraltheologie: „Ein sehr zeitgemäßes Buch, daß auch uns Pfarrern sehr willkommen sein wird, wenn wir die religiöse Stimmung der Zeit verstehen wollen."

„In ungemessene Weiten!"
Kanzelreden von Lic. theol. Ernst Moering
Pastor an der Königin-Luise-Gedächtniskirche in Breslau.
Zwei Bände. Jeder Band broschiert RM. 3.—, Originalband RM. 4.50, in einem Band gebunden RM. 7.50

„Die Kanzelreden von M., die mich oft an die großartigen Predigten von Albert Bitzius erinnern, werden Vielen auch ein Wegweiser aus „ungemessenen Weiten" zurück in das Allerheiligste des Tempels sein." Theologische Blätter

Ein Buch vom neuen Glauben.
Die Zersetzung des alten Glaubens — Die Formung neuen Glaubens — allgemein verständlich dargestellt v. Lic. theol. Pastor **Ernst Moering,** Brosch. RM. 3.—, Originalband RM. 4.50

1. Die Zersetzung des alten Glaubens durch die Naturwissenschaft.
2. Die Zersetzung des alten Glaubens durch die Geschichtswissenschaft.
3. Die Geschichte der Bibel. 4. Leben in Gott. 5. Leben aus Gott.

Theol. Literaturblatt: „Das Buch eines Modernen, der von lauterster Aufrichtigkeit und ernsthaftester Frömmigkeit beseelt ist."

Zu beziehen durch:
Trewendt & Granier Verlag Breslau I
Bei gefl. Bestellung bitten wir Bezug auf „Chr. Welt" zu nehmen

Arbeitsfreudige jg. Mädchen (18—35 J.) mit guter Schulbildung werden zur Ausbildung als **Schwestern für Heil-, Erziehungs-, Krankenanstalten** und **Frauenkliniken** gesucht. Staatsanstellung, gutes Gehalt, Pensionsberechtigung. Aufnahmebedingungen w. versendet.
Pfarrer **Wehrmann,**
Rektor des staatlichen Schwesternhauses in **Arnsdorf,** Bez. Dresden.

Viktoriaheim

staatlich anerkannte Haushaltungsschule zu Cassel-Wilhelmshöhe.
Töchterheim für evangelische junge Mädchen gebildeter Stände.
Leiterinnen: Matilde Schulz, Elisabeth Wessel.

Weihnachts-Geschenke

für Kindergottesdienste, Kindergärten, Vereine
finden Sie sehr preiswert in unserm Weihnachtsangebot, welches auf Wunsch gern zugeschickt wird.

„OPHIR"
vereinigte Verkaufsstellen der Anstalt Bethel
Bethel bei Bielefeld.

Weihnachtsgeschenke von Wert:

Die Religion Michel Angelos
Von Lic. Dr. **Hermann Wolfg. Beyer**
(jetzt Prof. d. KG. in Greifswald)
1926. 159 Seiten. RM 5.50, in lichtechtem Leinen RM 7.50
(Arbeiten z. KG, Bd. V)
Gesamtverzeichnis der Arbeiten z. KG. auf Wunsch!

Luthers Werke in Auswahl
Unter Mitwirkung von **Albert Leitzmann**
Herausgegeben von **Otto Clemen**
— Bonner Studentenausgabe —
Vier Bände. Jeder Band in Leinen RM 8.—
I—IV zusammen bezogen RM 30.— in Kassette
Ausführlicher Prospekt mit Proben zur Verfügung.

Das Buch Hiob
Neu übersetzt und aufgefaßt von Lic. Dr. **Martin Thilo**
1925. 144 Seiten. RM 4.—
Diese Neu-Übersetzung in rhythmischer Prosa wurde sehr günstig beurteilt und gibt wesentlich neue Gesichtspunkte!

Marcus & Weber's Verlag / Bonn

Am 9. November erlöste Gott unsern Gatten, Vater und Bruder

Pfarrer Rudolf Schubring

im Alter von 47 Jahren von langem Leiden.

Brandenburg a. H., Berlin N 65.

Martha Schubring, geb. Drees, und 4 Kinder.
Wilhelm Schubring und Familie.

Heute früh entschlief sanft nach schwerem Leiden die

Studienrätin i. R.

Marie Martin.

Im Namen der Hinterbliebenen

Klara Martin geb. Budde, Grebenstein
Magdalene Most, Bernburg, St. Joh.-Asyl.

Kassel, Grebenstein, Bernburg, 5. November 1926.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Halte gebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Ausland vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 2. Dezember

Dieser Nummer liegen Prospekte folgender Verlagsbuchhandlungen bei: Greifenverlag, Rudolstadt; Ernst Hofmann & Co., Darmstadt; Leopold Klotz Verlag, Gotha; Oranien-Verlag, Herborn; B. G. Teubner, Leipzig. Um angelegentliche Beachtung wird gebeten.